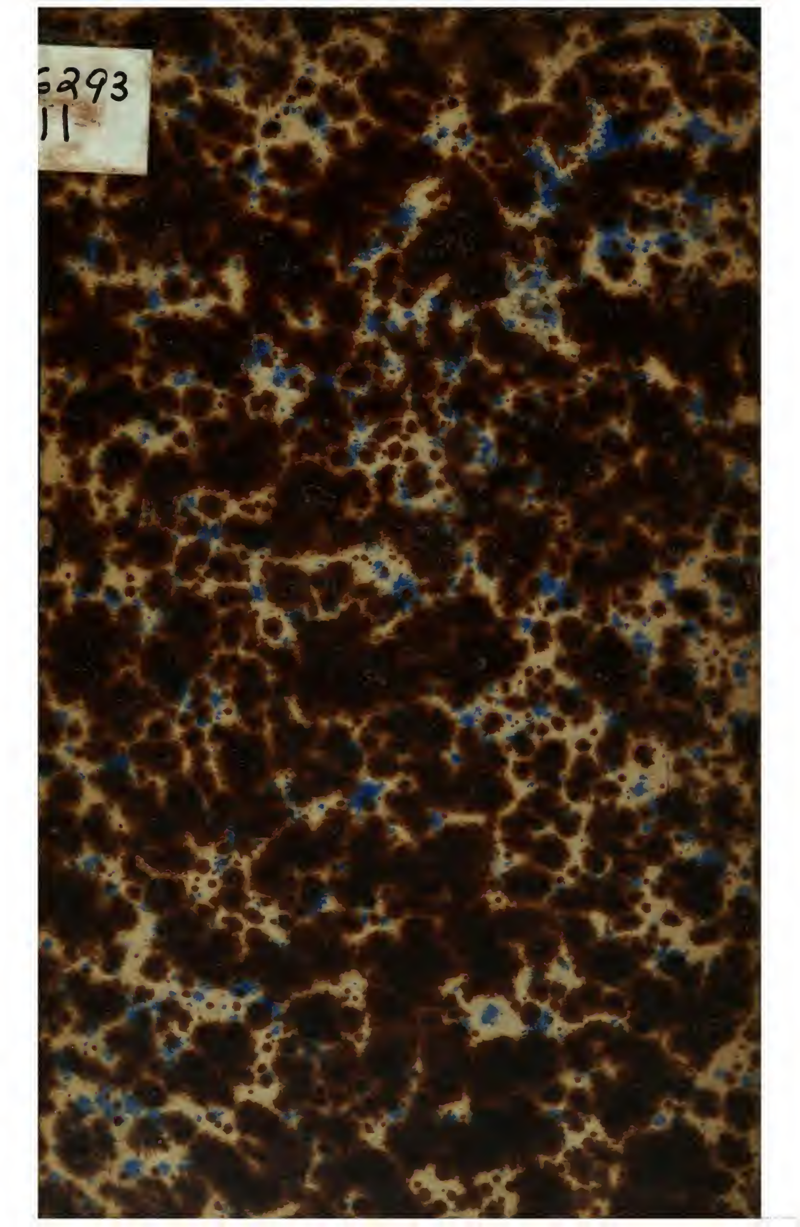
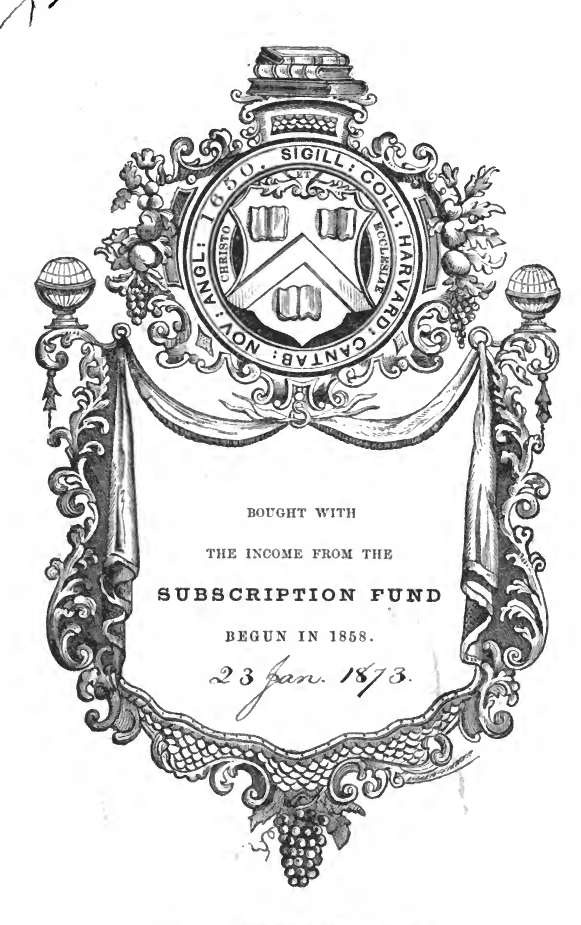
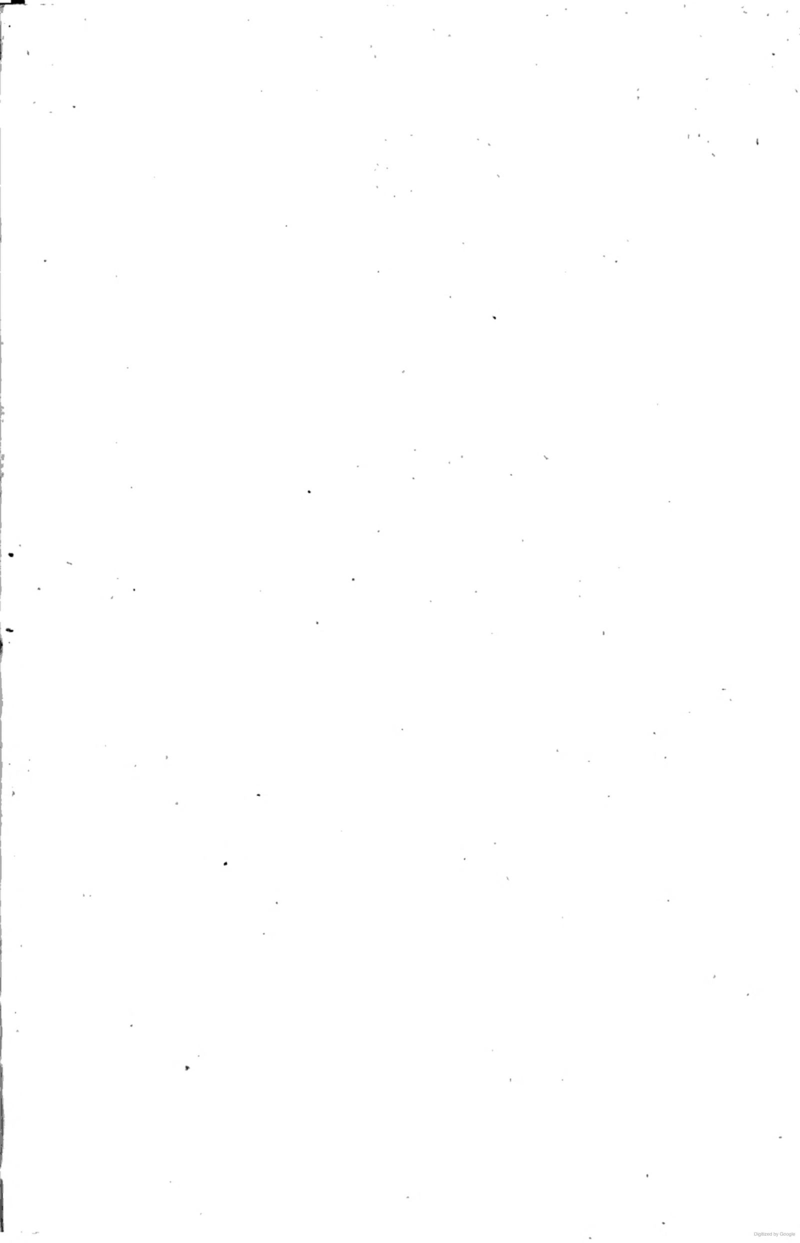
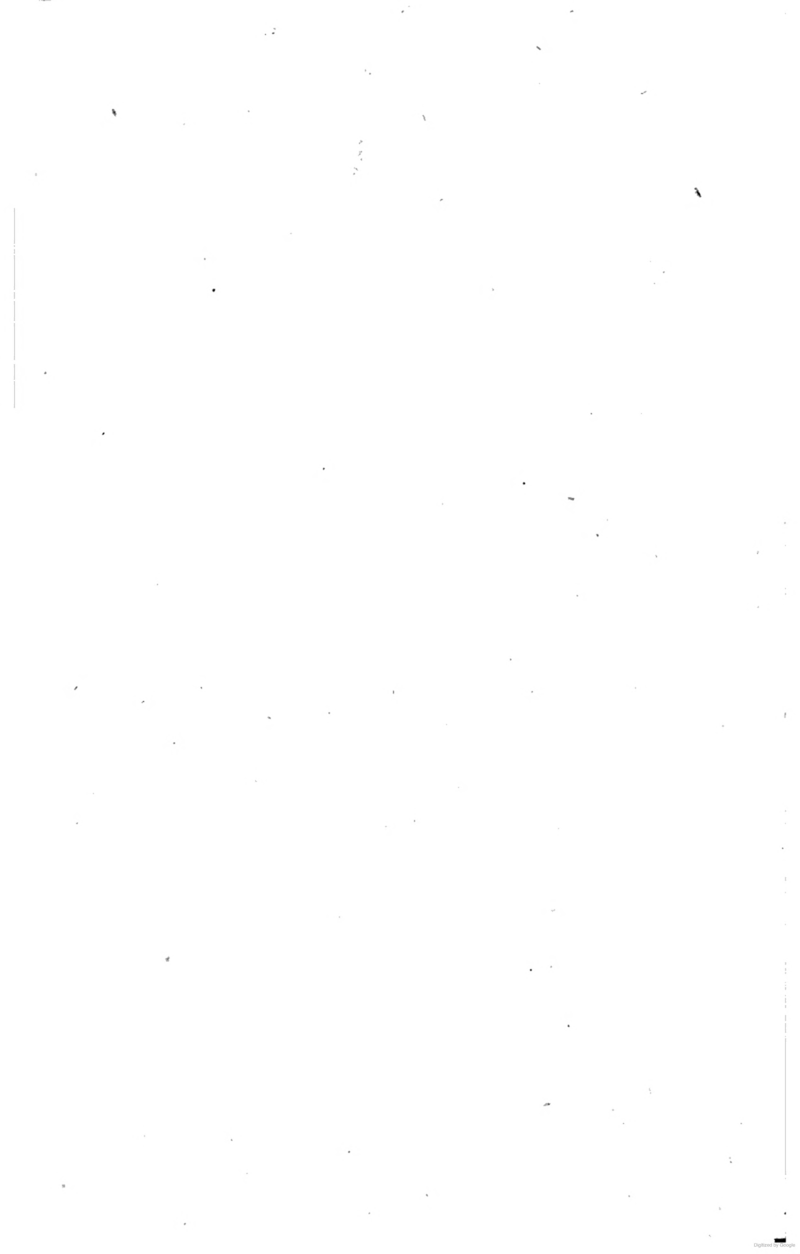



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.
23 Jan. 1873.





Neues Sagenbuch,

oder

Sammlung der schönsten Sagen Deutschlands

von

Fried. Felsberg.

Freiburg.

Ramsperger'sche Buchhandlung.

1856.

1873, Jan. 23.
Subscription Fund.

Inhalt.

Der Brigittenbrunnen.

(Großherzogthum Baden.)

Der Rhein wälzte seine mächtigen Wellen schäumend nordwärts, und über die Eichen des Kaiserstuhls erhob sich die volle Scheibe des Mondes, den nächtlichen Schiffern ihre nasse Bahn beleuchtend. Hoch herab von dem Felsen blickte die Burg Sponeck und schien des Triumphs sich zu freuen; denn Jahrhunderte schon stürmten die Wogen des deutschen Sohnes heran, und Jahrhunderte schon zerschellte Woge um Woge an dem Felsen, worauf die stolze Burg sich gesichert fühlte. Gleichwohl ist sie gesunken. — Die Trümmer, Zeugen einer bessern Zeit, zerfallen immer mehr und mehr, wie Alles, was der Erde angehört. Eine einfache, ländliche Wohnung lagert im Schatten der Ruinen und beut den Besuchern erquickenden Labetrank und wohl zubereitete Fische. —

Aus dem Thore der Burg trat ein junger Mann von hoher Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, und blickte vorsichtig umher. Prachtvoll lag die Nacht über der Gegend, unumwölkt strahlte der Mond hernieder; aus der Tiefe verbreitete sich dumpf das Gebrause des Rheins. Geräuschlos wandte sich die Gestalt abwärts, indem sie einen Pfad einschlug, der hinunter an den Strom führte. Der junge Mann band einen leichten Kahn los, schwang sich hinein und schnell trugen ihn die Wellen von dannen. Nach einer halben Stunde Niederfahrt ruderte der einsame Schiffer ans Land. Im nächtlichen Frieden lag vor ihm, von Obstbäumen umgeben, eine niedliche Fischerwohnung, mit weißen Wänden und rothen Ziegeln. Der Ankömmling zog ein kleines, silbernes Glöcklein unter seinem Mantel hervor, und ließ dasselbe drei Mal erklingen. Ein schmales Fensterlein wurde an dem Hause des Fischers leise zurückgeschoben, und ein liebliches Mädchengesicht, von aufgelösten Locken umwallt, zeigte sich in der Oeffnung.

„Hela“, flüsterte der junge Mann, indem er dem Mädchen seine Hand emporhielt, „Dein getreuer Ritter wünscht Dir guten Abend!“

„Ehrenfried, Dein treues Mädchen wacht!“ erwiederte mit weicher Stimme die Fischerin. „Aber fürchtest Du nicht den Zorn Deines gestrengen Vaters, daß Du es ferner wagest, mich zu besuchen?“

„Holdes Kind, was fürchtet die Liebe? was wagt sie nicht? So lange diese Hände nicht gebunden und um diese Füße keine Fesseln gelegt sind, werde ich keinen Abend versäumen, Dich, mein Mädchen, zu sehen.

Und muß ich dem Zorn des Vaters, der Gewalt unterliegen — nie wird mein Herz aufhören für Dich zu schlagen bis es stille steht, diesem Leben nimmer angehörend."

„Siehst Du meine Thränen? Ehrenfried, Du verdienst des Lebens höchstes Glück, und Deine Hela liebt Dich von ganzem Herzen. Aber Deines Vaters Wille, des Standes Unterschied trennt uns für dieses Leben. Wir dürfen der Vorsehung nicht Trotz bieten. Mein alter Vater sagt: das Schicksal eines jeden Menschen sei von Anbeginn bezeichnet von der Hand des Allmächtigen, und Thorheit wär's und Sünde, sich dagegen aufzulehnen."

„Und wenn Du, Hela, für einen Andern bestimmt wärest, könnte ich das zugeben?"

Das Fischermädchen schwieg betroffen. Ehrenfried aber fuhr fort: „Mein Herz spricht laut in mir: „Nur Hela!" Ja nur Du bist's unter Allen, die mich glücklich machen kann. Es wird mir schwer fallen, meinen Vater zu verlassen, leichter, meinem Reichthum, meinem hohen Stande zu entsagen. Allein muthig werde es vollbracht, wenn es nöthig: denn unmöglich ist es mir, ohne Dich zu sein!"

„Ehrenfried, nimmermehr geschehe das; ohne des Vaters Segen" — sie hielt inne — es näherten sich etliche Gestalten. Ueberrascht sah sich der junge Herr von Sponeck um; in demselben Augenblick donnerte ihm die Stimme seines Vaters entgegen.

„Entartete Frucht, verbirg Dich vor meinem Blicke! Wag' es nicht ein Wort zu reden!" Ein gewaltiges Schwert blitzte im Mondlicht. „Unauslöschliche Schande bringst Du über meinen Stamm — aber ich will keinen Sohn mehr! Von nun an hört mein Geschlecht auf — Dein Name sei erloschen! Du beschließest Dein unwürdiges Leben in unlöslicher Gefangenschaft. Nehmt ihn, und thut, wie Euch befohlen!" Drei Knechte führten den Ehrenfried von hinnen, der, kein Wort über seine Lippen lassend, ihnen folgte. Nicht so ertrug Hela diese Begebnisse. „Barmherziger Himmel," schrie sie, „schütze, rette ihn!" Der vom höchsten Zorn erfüllte Alte würdigte sie keines Blickes und keines Wortes. Er folgte den Knechten.

Der Zug bewegte sich schweigend am Rhein hinauf und gelangte später in die Burg Sponeck, wo der Schloßherr befahl, seinen Sohn in das Geheimzimmer zu führen. In der Brust des Jünglings drängten sich Gedanken um Gedanken, Pläne und Entschlüsse jeglicher Art. Was sollte er thun? Gehorchen, als ein unmündiges Kind, oder den möglichen Gewaltstreichen des Vaters männlich die Stirne bieten? „Ist so groß die Unthat, oder ist es überhaupt nur eine, wenn ich ein Mädchen liebe, das sich keiner hohen Geburt, keines Reichthums zu rühmen hat,

welches aber durch Seelengüte und Herzensadel hoch erhaben dasteht? Soll ich, ein mündiger Sohn, vom Vater solch tiefe Schmach ertragen, weil ich ein Mädchen liebe, dem ein Engel aus den Augen lächelt und in den Mienen spielt? — — Wiederum ist er mein Vater, der mich so unendlich geliebt bisher. Er ist in Ehren grau geworden. Dem Willen meines Vaters darf ich mich nicht widersetzen, denn ich achte, ich liebe und verehre ihn. Wenn es wahr ist, was Hela sagt, daß jedem Sterblichen sein Schicksal unabwendlich vorgezeichnet, wie mag ein schwacher Mensch seine Kraft an des Ewigen Willen versuchen? Vergeblich ist aller Menschen Macht gegen die Bestimmungen des Himmels. Diesem Glauben will ich standhaft jede Leidenschaft unterordnen; ist das Werk auch schwer — fester Manneswille siegt!" Er setzte sich auf einen Stuhl und während er still hindachte, trat der Vater ein. „Antworte auf meine Fragen mit einfachem Ja oder Nein," sprach dieser ernst. „Dein Vater hat es für räthlich gehalten, für Dich um die Hand des reichen und ebenbürtigen Fräuleins Brigitta von Landegg zu werben, sie ist mir für Dich zugesagt. Bist Du gewillt, meiner Anordnung zu entsprechen?"

„Vater, was sagt Ihr?" fragte wie träumend Ehrenfried.

„Ob der Sohn das Fräulein von Landegg zum Ehegemahl nehmen will?" wiederholte der Vater in gedehnter Weise.

„Ist es Euer Wille, mein Vater — Ja!" Er sprach's und bedeckte mit beiden Händen sein Angesicht.

„Gewinne meine Liebe wieder, und vergiß die niedrige Fischerdirne," fuhr der Vater fort. Bereue zur Stunde deinen Leichtsinn, und der Vater kann Dir vergeben."

Rasch erhob sich Ehrenfried; Blick und Mienen verkündeten einen beginnenden Sturm, aber dem Vater gegenüber verstummte plötzlich des Sohnes Grimm, und ruhig erwiederte derselbe: „Ehedem konntet Ihr es dulden, daß Hela, ein armes Fischerkind, dem Sohne des reichen Grafen von Sponeck die Zeit verkürzte; Ihr lächeltet wohl über unsere Spiele und freutet Euch unsrer Unschuld. Kann der Jüngling, der früher, ehe er Stand und Reichthum kannte, ein Kind lieben gelernt, dasselbe jetzt aus seinem Herzen verstoßen, weil er weiß, Reichthum und Stand sind nicht des Lebens Höchstes? Mein Vater, kann ich Hela vergessen?"

„Närrisches Geschwätz," entgegnete der Alte. „Der erfahrene Mann kennt das Leben besser. Die Verblendung eines jungen Menschen fällt früher oder später von den Augen, und es folgen Unzufriedenheit, Reue, Verzweiflung. Tausenden ist es so ergangen, obgleich sie im Anfang nur von Liebe und Liebe und wieder Liebe geträumt. Und ohne viele Worte — redete er rascher — was beschlossen, muß vollbracht sein."

„Der Mensch kann nichts vollbringen, Vater, Gott leitet Jeden

seiner Wege. Darum kann ich mich auch in Euren Willen fügen — es wird schon Alles bestimmt sein!“

„Du hast meinen Zorn und eine harte Strafe verdient,“ wendete der Vater das Gespräch. „Doch ich vermag es nicht, den Erben meines Namens und meiner Güter mit der Strafe eines Verbrechers zu beschimpfen. Sie sei Dir erlassen. — Morgen beginnen die Vorkehrungen zur würdigen Empfangnahme Deiner Braut! — Bleib' Deinem Worte getreu! Gute Nacht!“

Auch Ehrenfried begab sich in sein Gemach. Heftige Kämpfe begegneten sich in seiner Seele. Das gequälte Herz konnte in keinem Entschlusse reifen. Er riß das Fenster auf; unten brausete der Rhein vorüber. „Sagt Ihr, ihr Wellen, noch sei Sie nicht vergessen! Nennt Ihr meinen Schwur: Treu Ihr, bis in den Tod!“ Er starrte schweigend hinab. „Immer noch ist es Zeit,“ sagte er endlich, „ja, vor dem Altare noch, hilft Gott nicht vorher!“

Drei Tage noch und die reiche Braut des jungen Herrn von Sponeck wird in die Burg einziehen. Zwölf Edelknechte, prächtig gewappnet, zogen hinüber nach Landegg, um am bestimmten Tage das Fräulein Brigitte ihrem künftigen Gemahl entgegen zu geleiten. Auf Landegg herrschte fröhliches Leben. Die Burgfrau ließ es an nichts fehlen, den Ehrentag ihrer einzigen Tochter auf's Glänzendste zu begehen. Volksspiele wechselten mit Gelagen, an denen Alt und Jung der Umgegend Theil nehmen durften. Mit stolzen Blicken übersah die jugendliche Braut die fröhliche Menge.

„Du wirst die Leute gewiß verwöhnen, Mutter, mit Deiner Freigebigkeit; es ist nicht gut, ihnen das Joch vom Halse zu nehmen.“

„Ei Kind, sei nicht so hart gesinnt, am Tage, der Dir Glück bringen soll!“ ermahnte die Mutter. „Es ist ja doch besser, die Leute lieben ihre Herrschaften, als daß sie denselben Böses wünschen und sie verfluchen. Deine strenge, oft ungerechte Denkungsart mußt Du jetzt ablegen; denn schwerlich mag Dein künftiger Gemahl, der nun Dein Herr wird, dulden, was Deine Mutter geduldet, zumal er ein gar mildiglich Herz haben soll.'

„Was, Mutter, soll sich mein Gemahl nicht nach mir richten?“ eiferte die hochfahrende Tochter. „Er wird es bald begriffen haben; denn bald soll er in die Lehre gehen. Und wird Ehrenfried von Sponeck binnen einem Jahre nicht Meister in der Kunst, seinen Willen dem des Weibes unter zu ordnen, so wirst Du der erzürnten Lehrmeisterin die Thore unserer Burg nicht verschließen.“

„Brigitte, solche Gedanken!“ warnte die Mutter.

„Doch die vernünftigsten, Mutter, wenn man herrschen will, selbst über einen Mann! — —“

Man durfte das junge Fräulein von Landegg nur Einiges sprechen hören, oder eine Stunde in ihrer Gesellschaft zubringen: ihren Charakter hatte man alsbald erkannt.

Die Braut schied von ihrer Mutter, eine Sänfte trug sie aus dem Thore der Burg. Die zwölf Edelknaben von Sponeck beschützten die hohe Dame, zur Linken und Rechten vertheilt. Dem glänzenden Zuge folgte ein Wagen, den der Wohlthätigkeitssinn der alten Gräfin von Landegg mit allerlei Gaben für Arme angefüllt, die ohne Zweifel in Menge dem bräutlichen Zuge aller Orten nachziehen würden.

Der Himmel begünstigte die hochzeitliche Fahrt nicht mit freundlicher Sonnenmilde, wie man es gerne sieht, sondern er sendete den ganzen Vormittag aus trüben, flüchtigen Wolken Regenschauer um Regenschauer. Wenn schon die junge Braut unwillig murrte, ändern konnte sie es doch nicht. „Ich will mich dafür an dem armen Gesindel rächen,“ sagte sie, „es darf weder Brod noch Wein ausgetheilt werden.“

Mehr denn fünfzig Hungrige stürmten dem Wagen nach, flehend, rufend; unerbittlich blieb die Braut bei ihrem böswilligen Eigensinn.

Mittag war vorüber. Am Wege, dahin sich der Zug bewegte, ergoß sich ein Brünnlein und seine krystallhellen Wellchen rauschten lustig von dannen. „Von diesem Wasser will ich trinken; mit eigener Hand will ich schöpfen aus des Brünnleins Tiefe!“ rief das Fräulein von Landegg und die Sänfte mußte stillhalten. Im Aussteigen begriffen, hielt das Fräulein wieder an. „Daß meine Schuhe verschont bleiben, hole man so viele Brode aus dem Wagen, als nöthig, einen Pfad bis zur Quelle zu legen, darauf ich unbeschädigt gehen kann.“

Entsetzlich schien dieser Befehl den Edelknaben. Schweigend sahen sie einander an. Endlich erlaubte sich Einer zu sagen: „Aber Fräulein, bedenken Sie nicht die große Sünde?“ — „Wer wagt es, meine Befehle und Wünsche nur saumselig oder gar nicht erfüllen zu wollen!“ schrie zornig das Fräulein. Seid Ihr so gezogen? Ich bringe andere Zucht unter Euch! Schnell meinen Willen vollzogen, wenn Euch meine Gnade bleiben soll!“

Etliche von den Dienern schafften die Brode aus dem Wagen. Beim Anblick derselben erhob die bettelnde Menge ein freudig-wildes Geschrei. Als aber der Haufe sah, wie die Brode in den Koth gelegt wurden, statt ihnen ausgetheilt, und wie das Fräulein darüber hin zu dem Brünnlein wandelte, schrieen Alle: „Gott möge diesen Frevel rächen!“

Drei Mal hatte das Fräulein sich hinuntergebeugt, drei Mal ge-

trunken aus dem silbernen Becher — noch einmal beugte Brigitta unter — der Boden unter ihren Füßen wich, ein entsetzlicher Schrei drang zu den Ohren Aller — und das Fräulein von Landegg war verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen.

Angst, Schrecken, eine unbeschreibliche Furcht, wie jedes Mal, wenn der Allmächtige in sichtbaren Zeichen vorüber zieht, kam über die ganze zuschauende Menge. In wilder Unordnung stürzten die Einen da-, die Andern dorthinaus. Niemand, selbst der rohste und frechste Mensch nicht, wagte es, vom Brod oder Wein etwas zu nehmen. Einige der Leute von Landegg sammelten sich endlich wieder, hoben die zertretenen Brode auf und wandten um nach ihrer Burg. Die Edelknaben von Sponeck spornten ihre Rosse und im schnellsten Galopp eilten sie davon.

Das Geschehene brachte, wie begreiflich, auf der Burg Sponeck einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. „Ehrenfried," sprach der Vater zum Sohne, „hier sehe ich deutlich Gottes Finger, Thorheit ist aller Menschen Ansinnen; ewiges, unüberschreitbares Gesetz, die göttliche Vorsehung. Sohn, ich will es nimmer hindern — Hela sei Dein! Auf, ehe es zu spät ist, und auch ich für meine Schuld büßen muß!" Lautlos hing der Sohn an des Vaters Hals. —

Die Tochter des Fischers war seit zwei Tagen verschwunden. Der alte Vater lief weinend am Rhein entlang. „Gib mir sie wieder, gewaltiger Strom. Gib Hela dem alten, lebensmüden Vater zurück! Hela, willst Du mir die Augen nicht zudrücken, zum langen, langen Schlaf? Oder soll ich zu Dir kommen, in's tiefe, nasse Grab — —?" So klagte der arme Fischer.

Eine freundliche Stimme drang in sein Ohr. „Laßt es, laßt es, bekümmerter Mann, Euere Augen werden noch sehen das schönste Glück Eurer Tochter!" Der Fischer wandte sich um. O hoher Herr, die Worte, die Liebe Eures Sohnes haben mein Kind gemordet."

„Glaubt das nimmermehr, guter Vater. Ich habe Eure Tochter geraubt; im Innern von Frankreich sollte sie in einem Kloster verborgen vor aller Welt ihre Tage beschließen. Gottes Hand hat die Verblendung von meinen Augen genommen! Mein Sohn, Eurer Hela künftiger Gemahl, bringt Euch und mir eine würdige Tochter zurück. Gestern ist Ehrenfried fortgeritten — morgen mag er beglückt wiederkehren. Meint Ihr nicht, die Liebe leiht ihm Flügel?"

„Dem wäre so!" rief der Fischer und schlug erstaunt die Hände zusammen.

Der Herr von Sponeck nahm den Fischer mit hinauf in die Burg. Des andern Tags vor Einbruch der Nacht kehrte Ehrenfried heim mit dem herrlichsten Schatze, den es für ihn auf der Erde gab, mit Hela, seiner Geliebten.

„O Kind, woher kommt uns all' das Glück!" rief der alte Fischer, indem er seine Tochter umarmte. Aber der Graf von Sponeck sagte: „Die Tugend ist ein Kleinod, köstlicher denn Diamant, ob man sie in Hütten findet oder in fürstlichen Burgen. Stolz aber und vornehme Rohheit sind widerliche Dinge vor den Augen des Herrn. Mein Sohn, und Du, geliebte Tochter, seid glücklich durch Liebe und Tugend!"

An der Straße von Emmendingen nach Altbreisach, zwischen den Orten Eichstetten und Bötzingen, fließt heute noch die Quelle des Brigittenbrunnens. Es ist eine Sage, und diese nicht nach und nach untergehen zu lassen, war eine der Hauptabsichten, warum diese kurze Erzählung geschrieben worden.

Die Mordgrube bei Erbisdorf.

Sage aus dem vierzehnten Jahrhundert.

(Königreich Sachsen.)

Das vierzehnte Jahrhundert schien für Sachsens Fürsten in seinen späteren Jahrzehnten glücklicher, als sein Anfang war. Markgraf Friedrichs einziger Sohn und Erbe, ebenfalls Friedrich benannt, zügelte durch Ernst und Strenge die Anmaßungen eines übermüthigen Adels, gewann durch Tapferkeit die Achtung der deutschen Fürsten, und zeigte sich groß und fest, als er die Krone des heiligen Römischen Reiches, welche ihm nach dem Ableben seines erhabenen Schwagers Ludwigs des Bayers angetragen wurde, hochherzig ausschlug. Er erkannte ihre Würde und Bürde, und sah es voraus, daß er das Wohl seiner Erblande dem Glanze des Kaiserthrones opfern müßte. In dieser Zeitperiode lebte in Böhmen ein Fürst, der mit wahrer Geistesgröße unermeßlichen Reichthum verband, und durch seine trefflichen Einrichtungen in Böhmen einen Kaiser versprach, der Kraft, Muth und Herz genug besaß, um im Sinne Karls des Großen das Ruder des deutschen Reichs in dieser sturmbewegten Zeit zu führen. Für diesen Böhmenkönig, der unter dem Namen Karl IV. der Nachwelt bekannt ist, verwendete sich Friedrich bei der Kaiserwahl, und Karl empfing durch seine Fürsprache die Krone des Reichs. Jetzt gehörte Friedrich ganz seinem Vaterlande an, und das Schicksal schien seine Aufopferungen belohnen zu wollen; denn der Bergsegen vermehrte

sich von Jahr zu Jahr, und der Bergzehnte häufte Tonnen Goldes in dem fürstlichen Schatz. Während hier weise Sparsamkeit waltete, erzeugte der wachsende Reichthum der Eigenlöhner Ueppigkeit und Uebermuth. Blieb Freiberg gleich seiner alten Biederkeit treu, und wurden innerhalb seiner Ringmauern jene ärgerlichen, schwelgerischen Feste nicht geduldet, so wurden diese doch außerhalb der Stadt in jenen Wohnungen, welche sich die Reichen in der Nähe ihrer Zechen und Gruben erbauten, um so lauter gefeiert. Hier floß der edle Malvasier in Strömen, hier brachen die Tafeln unter den kostbarsten Speisen, und Spruchsprecher, Narren und Spielleute wetteiferten, die Wolke der Langenweile und Uebersättigung von dem Antlitz üppiger Brodherren zu verbannen. Jeder Tag sah neue Feste, neue Kurzweil, und unter Harfenklang und Zitherspiel, unter Tanz, Bankett und Ringelrennen, wurde der Andacht und Frömmigkeit vergessen.

Dem Beispiele der Reichen folgte der jetzt nach seiner Art sehr wohlhabende Bergmann. Was eine Woche verdiente, verzehrte die andere, und endete die Zeche, so begann das Zechen, und das Bergglöcklein rief aus der Erde Tiefen zum Tanzsaal.

Die Zimmerlinge verrichteten ihr Tagwerk oft schlaftrunken, und der Bau der Gruben wurde gar nachlässig und leichtsinnig betrieben. So geschah es einst, daß eine Grube zwischen Berthelsdorf und Erbisdorf eines Sonntags ihre Quartalsrechnung hielt. Die Ausbeute war reicher als je, und kaum hatten die Häuer und Kuxinhaber das blanke Silber eingestrichen, als sie, die Heiligkeit des Sonntags nicht achtend, sofort ein Trink- und Saufgelag beschlossen. Seht dort, rief einer der Lustigsten und öffnete das Fenster des Zechhauses, dort kömmt der alte Matthes mit seiner Fiedel; es ist ein alter Schneesieber und stellt sich gewaltig fromm; er wird sich verdammt zäh fühlen lassen, eh' er uns Sonntags aufspielt, während in der Kirche noch Gottesdienst gehalten wird. Aber er muß, und sollten wir ihm den Wein einfüllen; den alten Heuchler müssen wir einmal tüchtig betrunken sehen.

Matthes! Matthes! brüllten jetzt alle Stimmen zum Fenster heraus. Der alte Mann stand still, und jetzt gehen einige der Keckften ihm entgegen, nehmen ihn beim Arme und führen ihn in's Zechhaus. Trink! brüllen sie ihm zu. Er trank. Hier hast du Geld; nun spiele uns Eins vor. Wie könnte ich solch Unrecht thun! antwortete der Alte, den Schweiß vom blassen Antlitz streichend. Spiel'! riefen sie ihm zu, oder wir lassen unsere Hände auf Deinem Rücken spielen. Laß die Pfaffen beten, wir wollen lustig sein; bei uns heißt's: Heute roth und morgen todt. Wir wollen unser Leben genießen; man lebt ja nur einmal. Während dieses Gespräches hatte einer die Fiedel dem Alten aus dem Futteral genommen, ein Anderer bereits aus den nachbarlichen Zechen-

Häuser leichtfertige Dirnen herbei geholt. Der Becher kreiste noch ein Mal in der Runde, und auf die wiederholte, von Drohungen begleitete Mahnung aufzuspielen, sprach der Alte: Es geschehe; Gott verzeihe euch euern Frevel, und mir, dem schwachen Greis, das ich dem Gebot der Sünde folge. Stimme nur ein Rasches an, jauchzten ihm die Tanzlustigen zu, und ließen noch einmal die Becher lustig im Kreise herumgehen, daß die Wangen der Dirnen erglühten und ihre Augen Liebe funkelnd keck umherschauten. Die Tafeln wurden weggerückt, die Sessel vor die Thüre gesetzt, und bald standen die Paare zum Tanz geordnet. Der wildeste der Tänzer, ein junger Eigenlöhner, warf den geleerten Becher zum Fenster hinaus, und jubelte dem Fiedler zu: Einen Dreher im Zweitritt, rasch! — Aus tiefer Brust schwer seufzend, und mitleidig auf die Trunkenen blickend, begann jetzt der alte Geiger die ihm anbefohlene Weise eines raschen Drehers. Schnell flogen die Töne, schneller die Füße der Tanzenden; Paar reihete sich an Paar, Staubwolken wirbelten auf, die Pulse schlugen rascher, lauter klopfte der Dirnen Busen gegen das Mieder, und der Blick der Tanzenden sprach Sinneslust und wilde Begierde. Noch rascher! jubelte der Vortänzer, und gab, mit dem Fuße stampfend, den Takt an. So recht! schrie er jetzt, so recht! seine Dirne im Drehen emporhebend, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen; so mundet es, und so wollte ich forttanzen, und sollte der Teufel mein Geiger sein! Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Frisch zu, Alter! Der Alte arbeitete jetzt, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, und ein aus dem Tanze tretender junger Bursche schlug mit der Hand den Takt zu dem wilden Rasen.

Noch wirbelte der rasche Tanz, horch! da tönte ein silbernes Glöckchen. Der Kaplan zu Erbisdorf zog eben im feierlichen Zuge mit dem Ciborium, das das Allerheiligste umschloß, vorüber, einem in einer nachbarlichen Grube durch Fall verunglückten Bergmann die letzte heilige Wegzehrung zu geben, und ihm die Tröstungen der Religion mitzutheilen. Der mit den Apparamenten vorausgehende Meßner (Glöckner) gab sein wiederholtes, den heiligen Zug ankündigendes Zeichen mit dem Glöcklein. Jesus, Maria und alle Heilige! rief zusammenschreckend der alte Fiedler, warf die Geige weg, daß sie in Stücke sprang, fiel auf die Kniee, pochte an das Herz und betete laut und brünstig. Was willst du? Alter, riefen ihm die trunkenen Tanzenden zu, spielst du nicht, so wollen wir nach dem Klang des Meßglöckleins tanzen, und siehe da! sie ergriffen die Dirnen von Neuem und sausten im raschen Walzer um den betenden Fiedler. In diesem Augenblicke schritt der Geistliche, das Allerheiligste tragend, an den Fenstern des Zechhauses vorüber, sein zürnender Blick

fiel auf die Frevler, und kaum hatte er den Bereich des Hauses der Sünde verlassen, als die Erde bebte, sich spaltend öffnete, und dann im gräßlichen Erdfall zusammenstürzte. Das Zechhaus und Alle, die darin tanzten, sanken in die Tiefen des Abgrundes, aus dem Schwefel-Flammen emporstiegen. Der Priester schaut zurück und ein neues Wunder fesselt seine Aufmerksamkeit. Alles ist versunken; aber aus der Mitte der weiten Binge erhebt sich gleich einer gemauerten Feueresse eine Erderhöhung, und er sieht auf selbiger den alten Fiedler ruhig und unerschrocken knien und beten. Sein Haupt schimmert im Lichtglanz, der Schutz der Engel und die Barmherzigkeit des Himmels hatte den Frommen erhalten. — So erzählt Moller S. 61 der Freibergischen Annalen diese Geschichte, und fügt nun noch recht treuherzig hinzu: „Ob nun solches die eigentliche Ursache dieses Erdfalls, wie von Mönchen fürgegeben worden, oder ob der Ort sonst unterfahren gewesen, und durch das hefftige Springen und erschuttern einen Bruch bekommen und eingegangen, lasse ich andere davon urtheilen. Gewiß ist es, daß ein großer Erdfall geschehen, und viel Bergvolck damals verdorben, daß man auch lange Zeit hernach an diesem Orte nichts fruchtbarliches erbawen, auch nur nicht die Verfallenen, und ihren Schmuck und Geschmeide so sie an und bei sich gehabet, wieder erlangen und retten können, denn obschon offt darzu gereumet, und viel mühe deßwegen angewendet worden, ist doch alles, was man des Tages beweltiget, Nachts wieder eingegangen, und hat daher diese Zeche noch heut zu Tage den Namen, daß sie, wie anfänglich gedacht, die alte Mordgrube genennet wird."

Der Teufel in der Elbe.

(Hamburg.)

I.

Als Hamburg in seiner vollen Blüthe stand und der mächtige Hansabund den Dänen und Schweden siegreiche Seeschlachten lieferte, was freilich schon eine lange, lange Zeit her ist, da ging eines Sommer-Abends ein junger Schiffskapitän am Ufer der Elbe spazieren. Der junge Mann war ansehnlich von Gestalt, hatte auch was Tüchtiges gelernt in der Seemannskunst, aber das Unglück verfolgte ihn, so daß ihm drei Schiffe, welche er nach einander führte, zu Grunde gingen, obgleich jedes Mal ohne seine Schuld. Es bleibt aber immer eine schlechte Empfehlung

für einen jungen Capitain, drei Schiffe verloren zu haben; deshalb wollten denn auch sämmtliche Rheder Hamburgs nichts mit dem Unglücksvogel etwas zu thun haben; denn damals gab es noch keine Assekuranz-Compagnien, welche den Verlust eines Schiffes ersetzten.

Der Capitain, welcher Daniel Blackert hieß, ging nun recht betrübt am Elbufer auf und nieder, in derselben Gegend, wo sich jetzt Neumühlen befindet und wo damals nur einige elende Fischerhütten angebaut waren. Er befand sich aber auch in einer recht traurigen Lage, denn er hatte ein Liebesbündniß geschlossen mit einem eben so schönen als guten, aber dabei armen Mädchen; denn Hannchen war die Tochter eines Fischers, der eine große Familie und geringen Verdienst hatte. Gern hätten die beiden Liebesleutchen längst schon Hochzeit gemacht, aber sie wollten ihren Herd nicht auf Sand bauen und den Schmalhans nicht als Küchen-Meister bei sich im Hause haben. Deshalb waren sie auch fest entschlossen, so viel Ueberwindung es ihnen auch kostete, nicht früher zur Ehe zu schreiten, als bis Daniel wieder ein Schiff haben würde; alle seine Bemühungen, eines zu bekommen, blieben vergeblich, denn überall wurde er abgewiesen. Da hätte er beinahe verzweifeln mögen; denn mit seinen Ersparnissen ging es auch bald auf die Neige, und er sah schon die Zeit herankommen, wo er keinen Schilling mehr haben würde zum täglichen Brode. Sein Hannchen härmte sich auch ab über sein Mißgeschick und ihr Vater fing schon an sie mit harten Vorwürfen zu quälen, weil sie ihres Daniels wegen einen ansehnlichen und reichen Freier ausgeschlagen hatte.

Schweren Herzens watete der Capitain durch den tiefen Elbsand, und es kümmerte ihn wenig, daß die hereinströmende Fluth seine Füße benetzte. Finster wie der Himmel über seinem Haupte waren seine Gedanken: denn er war eben im Begriffe die schwere Wahl zu treffen, ob er sich in die Elbe stürzen, oder ob er sich dem Teufel verschreiben sollte. So weit war er schon gekommen in seiner Verzweiflung, daß er meinte, er sei von Gott verlassen und er müsse einen jener beiden Wege wählen, obgleich er ohne Schaudern nicht daran denken konnte. Nachdem er nun lange Zeit hin- und hergegangen war zu nächtlicher Stunde und die Sache von allen Seiten überlegt hatte, schien er endlich zu dem Entschlusse gekommen zu sein, den Selbstmord aufzugeben, weil dadurch Leib und Seele zugleich verloren gehe; sich aber dem Teufel zu verschreiben, denn dadurch gehe doch nur nach einer gewissen Frist die Seele verloren, er könne aber bis dahin doch noch viel Gutes schaffen und das Geld oder Gut, was er vom Satan erlangen werde, zu wohlthätigen Werken anwenden.

Kaum aber war er vertraut geworden mit diesem schrecklichen Ent-

schlusse, so bemerkte er, daß er beinahe bis an die Kniee in der immer höher strömenden Elbe stand. Er wollte sich eben zurückziehen nach dem Ufer hin, als plötzlich, wie aus den Wellen heraufgetaucht, ein schwarzes Boot dicht an seiner Seite beilegte, mit schwarzem Segel und schwarzer Flagge. Am Steuer aber saß ein Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit feuersprühenden Augen, in Seemannstracht gekleidet, welcher dem nächtlichen Wanderer mit schrillender Stimme zurief: „Ahoi, Capitain! Komm an Bord!"

Der Capitain schauderte und ein eiskaltes Frösteln durchrieselte ihn bis in's innerste Mark, als er diesen Zuruf vernahm und den fremden, unheimlichen Mann im Boote sitzen sah, der ihm gerade so auszusehen schien, wie er sich immer den leibhaftigen Satanas gedacht hatte. Dem furchtbarsten Orkane hatte er schon oftmals dreist die Stirne geboten und hatte nicht auf seinem Posten gewankt, wenn ihn auch das entsetzlichste Wetter umtobte; aber jetzt in dunkler Mitternacht dem Erzfeinde so nahe, zitterte der starke Mann.

„Ich dachte, Du hättest einen Wunsch auf Deiner Seele und wolltest mit mir sprechen?" rief ihm der Mann im Boote wieder zu; aber Daniel war noch immer nicht im Stande auch nur ein einziges Wort hervorzubringen, so fest hatte ihm die Angst die Kehle zugeschnürt.

„Hab' ein schönes Schiff im Hafen liegen! Willst Du's haben? Kostet Dich nur ein Wort!" fing der unheimliche Bootführer mit lockender Stimme wieder an und erst als Daniel von einem Schiffe hörte, da kehrte ihm auch der Muth der Verzweiflung wieder zurück; er erhielt die Sprache wieder, und mit dem Tone eines Ertrinkenden, der nach dem letzten Strohhalme greift, rief er aus: „Ein Schiff? ich will's haben um jeden Preis!"

„Wollen schon Handels einig werden," sagte der Andere, streckte seinen langen Arm nach ihm aus und hob ihn zu sich hinein in sein schwarzes Boot mit einer Leichtigkeit, als ob der große, starke Mann ein Wickelkind gewesen wäre.

Daniel mußte sich nun ihm gegenüber setzen; der Fremde ergriff das Steuer wieder, und als ob er gerade so bestellt gewesen wäre, blies ein Nordwind in das Segel und trieb das Boot hinaus, bis in die Mitte der Elbe. Da lag es auf einmal fest im reißendsten Strome, als ob es von zehn Ankern festgehalten würde, und doch hatte der Bootsmann keinen einzigen ausgeworfen.

„So," sprach dieser, „hier liegen wir sicher und Niemand kann uns hören und stören. Willst Du nun mein schönes Schiff noch haben, so laß uns handeln."

Daniel war während der Fahrt immer muthiger geworden und

antwortete: „Ei, ich möchte es wohl haben, aber was kann ich Dir bieten? Bin ich doch so arm, wie eine Kirchenmaus."

„Was thut's?" entgegnete der Andere, „Du weißt ja, daß ich nicht um Gold handle, denn ich habe selbst Schätze genug. Willst Du mir Deine Seele verkaufen, so soll das Schiff Dein sein mit allem Zubehör."

Da überlief es den Capitain wieder eiskalt, aber er suchte sich zu fassen und sprach: „Wie lange soll ich Frist haben für meine Seele?"

„Ich gebe Dir zehn Jahre Frist," versetzte Satanas, und beobachtete ihn mit lauernden Blicken. Daniel wurde jedoch immer muthiger; denn er sah wohl ein, daß er sich gar sehr vorsehen müsse bei dem schlimmen Handel; deßhalb meinte er auch: zehn Jahre das wäre eine viel zu kurze Frist, er müsse sogar unter einer gewissen Bedingung des Handels ledig sein und das Schiff doch behalten können.

Dieser kecke Vorschlag schien dem Bösen freilich Anfangs gar nicht zu behagen, denn er schnaufte wie ein Tiger, wenn er zornig wurde; aber bald verzog sich sein dunkles Antlitz wieder in freundliches Grinsen und er gab dem Capitain zur Antwort: „Gut, ich will's thun. Du sollst eine Frist von zwanzig Jahren haben, ehe ich Deine Seele begehre, und wenn Du mit Deinem Schiffe zum ersten Male wieder heimkehrst in die Elbe, und Du gibst mir etwas zu thun, was mir auszurichten unmöglich wäre, so soll unser Pact zerrissen sein und Du sollst Deine Seele behalten und das Schiff dazu."

„Topp! Es gilt!" rief der Capitain von Verzweiflung getrieben und hielt ihm seine Hand zum Einschlagen hin. Der Böse schlug auch ein, aber Daniel hätte dabei laut aufschreien mögen, denn es war ihm, als ob ihm Jemand ein glühendes Eisen in die Hand gedrückt hätte.

Nun fuhren beide die Elbe hinauf, wie im Fluge, und erreichten schon in wenigen Minuten den Hamburger Hafen. Da lag aber, in der Nähe des Grasbrooks, ein so schönes, neues Schiff, wie nur jemals eines vom Stapel gelaufen. Schon sein ganzer Bau verrieth es, daß es ein ausgezeichneter Schnellsegler sein mußte und seine ganze Takelage war so sorgfältig geordnet, wie man es in der Regel nur auf Kriegsschiffen findet. Dabei war es ein Dreimaster seltener Größe, und auch im Innern versehen mit der allergeringsten Kleinigkeit, welche nöthig ist, zu einer guten Fahrt: kurz, es fehlte nichts als eine tüchtige Ladung, um klar zu werden und in See zu stechen.

Als nun die Beiden ihr Boot an das Schiff beigelegt hatten, gingen sie an Bord und fanden oben auf dem Deck Niemanden, als einen großen schwarzen Pudel, welcher eine brennende Laterne im Maule trug, womit er ihnen vorleuchtete, wohin sie gingen. Sie gingen aber überall herum, bis in die Cambüse, bis in den untersten Raum, und als sie

Alles gesehen hatten und Daniel immer lauter seine Freude äußerte über das wunderschöne Schiff, so gingen sie in die Capitains-Cajüte und schlossen dort den Pact ab, den Daniel mit seinem Blute unterzeichnen mußte. Es standen ihm freilich die Haare dabei zu Berge, als er es that; aber er befand sich nun einmal in des Satans Schlingen und wußte sich nicht anders mehr zu helfen. Auch dachte er: zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und wer weiß, ob mir's nicht gelingt, den Teufel gänzlich zu überlisten, daß ich eine Aufgabe für ihn erfinde, die er nicht vollbringen kann; dann ist unser Pact zerrissen und meine Seele wieder frei.

Nachdem nun Alles abgemacht war, setzte der Böse den Capitain im Hafen an's Land und als dieser sich noch einmal umschaute, so war das schwarze Boot sammt seinem unheimlichen Führer spurlos verschwunden. Das schöne, neue Vollschiff schaukelte sich aber noch immer stolz auf den Wellen.

II.

Als der Capitain am andern Morgen erwachte, glaubte er, es wäre Alles nur ein Traum gewesen; aber seine rechte Hand, in welche der Teufel eingeschlagen hatte, zeigte deutlich eine Brandwunde, und am linken Handgelenke war ein kleiner Einschnitt zu schauen, wie von einem Aderlaß. Noch mehr aber wurde er überzeugt davon, daß ihn kein Traum geneckt habe, als er nach dem Hafen eilte, und dort sein schönes neues Schiff noch immer auf derselben Stelle liegen sah, wie in vergangener Nacht. Ohne sich weiter zu besinnen, nahm er schnell ein Boot, und ließ sich übersetzen nach dem Schiffe, wo ihm der schwarze Pudel wieder entgegen kroch, als er an Bord kam und ihn in die Capitains-Cajüte führte. Dort fand er zu seinem größten Erstaunen gerichtlich beglaubigte und besiegelte Papiere, welche es in bester Form darthaten, daß von einer Rheder-Gesellschaft in Stettin dem Capitain Daniel Blackert das schöne, neue Schiff, genannt der „Meerteufel", zum Geschenke gemacht worden sei. Noch höher aber stieg seine Verwunderung über die Freigebigkeit des Meisters Urian, als er mehrere Schubfächer in der Cajüte öffnete und diese mit Gold- und Silbermünzen reichlich angefüllt fand, so daß er nun auch noch der Sorge enthoben war, für das Handgeld seiner Mannschaft und für die Proviantirung Geld aufborgen zu müssen.

Als er nun sein Schiff wieder verließ, fand er es umringt von Rhedern und Capitainen, in ihren Böten, welche das schöne neue Fahrzeug wie ein Wunderwerk anstaunten, welches über Nacht in den Hafen gekommen war, kein Mensch wußte, wie? Sie verwunderten sich aber noch viel mehr, als sie vernahmen, daß der prachtvolle Dreimaster das

Eigenthum des Capitains Blackert sei und Einer der Herren Rheder fühlte sich sogar in seiner Eigenschaft als Senator der freien Hansestadt veranlaßt, Daniel in ziemlich geringschätzender Weise darüber zu befragen, ob er sein Eigenthumsrecht auch beweisen könne?

„Damit kann ich dienen!“ entgegnete der Capitain stolz und zeigte seine Papiere, die er in der Cajüte gefunden hatte, vor; worauf der Herr Senator sehr höflich sein Sammtbaret abnahm und mit einer Verbeugung erwiederte: „Alles in bester Ordnung! Bitte, Herr Capitain, speisen Sie heute bei mir zu Mittag.“

Daniel schlug aber diese Einladung mit kurzen Worten aus, indem er dringende Geschäfte vorschützte, und es kitzelte seinen Stolz nicht wenig, als er jetzt die Glückwünsche der übrigen Rheder und Capitaine empfing, von denen ihm wohl nicht ein einziger das schöne Schiff gönnte. Aber er empfand doch auch ein bitteres Gefühl dabei, wenn er bedachte, daß alle die reichen Herren, welche ihn, als er noch in Gottesfurcht wandelte, aber arm und bedürftig zu ihnen kam, von ihrer Thür gewiesen hatten und ihn ruhig verhungern lassen wollten, sich jetzt vor ihm bückten und ihm vertraulich die Hand drückten und zu allerlei Dienstleistungen erboten, seit er sich dem Satan verschrieben und ein reicher Schiffseigner geworden war. So war es schon damals, und so ist es jetzt immer noch, daß man den Menschen in der Regel nicht nach dem Werthe seines Herzens und seiner Fähigkeiten, sondern nur nach dem Werthe seines Vermögens beurtheilt.

Daniels erster Gang war nun zu seiner Braut, und Hannchen hatte wohl in langer Zeit keine so innige Freude gehabt, als an dem Tage, wo ihr Bräutigam ihr die frohe Nachricht mittheilte, daß er nun selbst ein Schiff besitze und nun fahren könne wann und wohin er wolle. Freilich hütete sich der Capitain ihr mitzutheilen, um welchen Preis er zu dem bedeutenden Besitzthum gelangt sei, denn Hannchen war sehr fromm und gottesfürchtig und würde auf der Stelle das Band, welches sie an ihn knüpfte, zerrissen haben, wenn sie auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß er einen Pact mit dem Bösen geschlossen hätte. Sie ahnte aber auch nicht das mindeste davon, und als er ihr die Papiere zeigte, in welchen die Schenkung des Schiffes an ihn ausgesprochen war, erklärte sie sich vollkommen befriedigt und willigte auf der Stelle ein, daß die Hochzeit nun in acht Tagen, noch vor der ersten Reise, welche er mit dem neuen Schiffe unternehmen wollte, stattfinden sollte. Hannchens Vater war auch ganz zufrieden damit und so stand denn dem Glücke Beider nichts mehr im Wege.

Der Capitain hatte aber nun alle Hände voll zu thun, denn er mußte eine tüchtige Mannschaft heuern für sein Schiff, mußte für Pro-

viant sorgen, und als dies in Ordnung war, mußte er die Güter an Bord bringen und versteuern lassen, die ihm jetzt von allen Seiten zuströmten, selbst von Kaufleuten, die ihn sonst kaum im Wege angesehen hatten. Er war aber damit noch lange nicht fertig, als sein Hochzeits-Tag erschien. So viel Geld er aber auch darauf verwendet hatte, ihn recht glänzend zu feiern, so wollte doch bei dem Feste die Heiterkeit nicht recht aufkommen, denn als er mit seiner Braut vor den Altar trat, da überfiel ihn eine entsetzliche Angst, und es war ihm, als ob er hinausflüchten müsse aus dem Gotteshause, um nicht durch Erschleichung des Priestersegens zu seiner Ehe eine neue Sünde zu begehen. Aber er bezwang sich zur Ruhe und so ging die Trauung zu Ende, ohne daß er von der Rede des Priesters auch nur ein Wort verstanden hatte. Er blieb aber den ganzen Tag über zerstreut und finster, was er mit seinen vielen Geschäften und seiner bevorstehenden Seereise entschuldigte, und was sowohl seine Braut und Verwandten als seine Gäste auch gelten ließen.

Es waren noch nicht drei Wochen vergangen, so hatte Daniel nicht allein schon eine tüchtige Mannschaft beisammen, sondern auch eine so reichliche Ladung, wie sein Schiff kaum fassen konnte. Den ältesten Bruder seiner jungen Frau, Johannes, einen eben so muntern und muthigen als geschickten Seemann, hatte er zu seinem Steuermann gemacht, und so war das Schiff in jeder Hinsicht vortrefflich ausgerüstet. Bald zeigte sich auch ein günstiger Wind und die Flitterwochen mußten abgekürzt werden. Als der „Meerteufel“ nun eines schönen Morgens aus dem Hafen legte und gleich darauf seine Segel aufspannte und majestätisch die Elbe hinanfuhr, da hatte sich eine große Menschenmenge am Ufer versammelt und wünschte dem schönen Schiffe mit oft wiederholtem Hurrahrufe eine glückliche Fahrt. Auch Hannchen stand mit ihrem alten Vater am Ufer und schaute ihrem absegelnden Gatten und Bruder mit weinenden Augen nach, die auf dem Deck standen und ihre Hüte zum Abschiede schwenkten, und als Beide ihren Blicken entschwunden waren, da rief sie recht betrübt und beklommen aus: „Es wäre Alles gut, wenn das Schiff nur nicht der „Meer-Teufel“ hieße.“

III.

Eine so glückliche Fahrt, wie der Capitain Daniel Blackert mit seinem neuen Schiffe, hatte aber wohl selten ein Seemann gehabt. Zwei volle Jahre lang blieb er in See, segelte von einem fremden Lande zum andern, und nachdem er die ihm von den Hamburger Kaufleuten anvertraute Ladung in verschiedenen überseeischen Häfen abgeliefert hatte, befrachtete er sein Schiff mit eigenen Waaren, die er billig kaufte und zu guten Preisen in anderen Ländern wieder verhandelte. Er gewann dabei

Geld über Geld und als er seine Rückfahrt nach Hamburg antrat, hatte er sein Schiff wieder für eigene Rechnung befrachtet, und zwar mit lauter solchen ausländischen Produkten, die er hoffen durfte, in Hamburg mit großem Gewinne wieder abzusetzen.

Je näher er aber dem Ziele seiner Reise kam, desto trauriger wurde er gestimmt; denn nun nahete ja auch der Zeitpunkt heran, an dem er dem Satan eine Aufgabe stellen sollte, die dieser nicht im Stande wäre zu erfüllen; so viel er aber auch schon darüber nachgedacht hatte, so war ihm doch nichts eingefallen, dessen Ausführung er für einen Teufel hätte für unmöglich halten können. Und doch hätte er sich so gern seines höllischen Pactes entledigt und seine Seele gerettet gesehen.

Johannes, der Steuermann, konnte es gar nicht begreifen, aus welchem Grunde sein Schwager so niedergeschlagen sein könne, da ihm doch Alles auf so wunderbare Weise geglückt war und er nun von seiner ersten Fahrt schon als reicher Mann wieder heimkehrte zu seinem jungen schönen Weibchen, welches er so herzlich liebte, und zu einem Söhnlein, welches ihm in seiner Abwesenheit geboren worden war. Er suchte ihn deshalb mehrmals über die Ursache seiner tiefen Traurigkeit auszuforschen, aber erst, als sie bei Helgoland vorüber fuhren gelang es ihm durch theilnehmendes Zureden seinen Schwager zu bewegen, ihm sein schreckliches Geheimniß, welches er in seiner Brust verborgen trug, zu enthüllen. Daniel beichtete ihm Alles haarklein: wie er sich dem Satan verschrieben und wie er zu dem Schiffe gekommen, und daß ihm nur noch die einzige Hoffnung geblieben, mit dem Teufel quitt zu werden, wenn er ihm eine Aufgabe stellen könne, die er nicht zu lösen im Stande sei.

Johannes hörte ihn ganz ruhig mit an, und als er von der Aufgabe hörte, die seinen Schwager retten könne, rief er lachend aus: „Ei, was hat es dann für Noth! Sei getrost und laß mich nur machen. Ich denke, ich kann dem Teufel noch ein Schnippchen schlagen."

So kam man denn im Laufe des Tags noch vor die Elbe, als eben die volle Fluth hineinströmte und ein scharfer Nordwest die Schiffe förmlich in den Strom hineinjagte.

„Jetzt laß alle Segel beisetzen!" raunte Johannes seinem Schwager leise zu und dieser folgte dem Rathe augenblicklich. Als nun aber alle Segel aufgespannt waren und sich füllten mit dem günstigen Winde, da raste das Schiff wie ein Blitz in die Elbe hinein, so daß die ganze Mannschaft gar nicht wußte, was sie denken sollte. Man war aber kaum Cuxhaven gegenüber angekommen, so flog auch schon ein schwarzes Boot herbei, legte an das Schiff, obgleich es sich noch immer in voller Fahrt befand, und ein Mann stieg an Bord in Seemannstracht, mit einem gebräunten Gesicht und feuerrollenden Augen. Daniel erkannte den Mann

wieder auf den ersten Blick und er hätte vergehen mögen vor Angst und Schrecken als er ihn sah. Johannes aber hielt sich immer dicht an seiner Seite und flüsterte ihm mehrmals leise zu: „Laß mich nur machen," worauf der Capitain etwas ruhiger wurde und wieder Fassung gewann.

Der Böse führte ihn nun auf das Hinterdeck, wo er ihm in's Ohr raunte: „Ich habe Dir Wort gehalten. Glücklich und reich kehrst Du von Deiner ersten Reise heim; jetzt stelle mir meine Aufgabe, damit sich's entscheidet, ob unser Pact soll giltig sein, oder nicht." — Johannes aber stand hinter seinem Schwager und hatte diesem immer etwas zuzuflüstern. Plötzlich befiehlt der Capitain seinen Leuten das Schiff anzuhalten, und der Teufel ahnete nichts Arges dabei, denn er glaubte, der Capitain wäre bange ohne Lootsen auf den Sand zu gerathen bei der tollen Fahrt. Daniel commandirte aber nicht die Segel einzureffen, was doch jedenfalls hätte zuerst geschehen müssen, sondern er befahl, auf der Stelle den großen Anker hinunter zu lassen. Wie nun Alles bereit dazu war und der Capitain „Los!" commandirte und die Jungen auf sein Wort schon losgelassen hatten, befahl er in demselben Augenblicke dem Teufel: „Halt das Ankertau fest!"

Kaum gesagt, so gethan, fiel der Satan auch über das Tau her und dachte noch nicht daran, daß das seine Aufgabe sein sollte. Aber der scharfe Wind blies noch immer in die vollen Segel und das Schiff war noch immer in toller Fahrt, und der ungeheuer schwere Anker hing los und riß das dicke Tau von der Welle mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß der Teufel, welcher sich mit seinen Fäusten eisenfest in das Tau eingekrallt hatte, durch das große Loch, durch welches das Ankertau geht, durchgezogen und weit in's Wasser hinausgeschleudert wurde.

Johannes lachte. Die Matrosen aber schrieen laut auf: „Mann über Bord!" und der Capitain, der sich wohl hütete seinen Leuten zu sagen, daß es der Teufel gewesen sei, der in die Elbe geplumpst wäre, ließ Boote aussetzen zur Rettung des Verunglückten. Alles Suchen half jedoch nichts, es war auch keine Spur von ihm zu finden; Johannes nur fand zwei Pergamentstücke auf dem Wasser schwimmen, steckte sie heimlich zu sich und brachte sie seinem Schwager, der vor Freude darüber außer sich war; denn es war ja sein zerrissener Contract und er war los und ledig vom Teufel und seine Seele wieder frei.

Jubelnd lief die Mannschaft mit dem reichbeladenen Schiffe im Hamburger Hafen ein. Jubelnd war das Wiedersehen zwischen Daniel und seinem jungen Weibchen, mit dem er glücklich lebte noch viele Jahre. Nachdem er nach mehreren Jahren die dritte Fahrt damit gemacht hatte, verkaufte er aber den „Meerteufel" an einen Neapolitaner und fuhr gar nicht mehr zur See, sondern gründete in Hamburg ein großes Handels-

Geschäft, und erwarb große Reichthümer damit, welche sich auf seine Kinder und Kindeskinder vererbten. Zu seinem Compagnon aber nahm er, seinen Schwager Johannes, welcher ihm die Aufgabe zugeflüstert hatte die er dem Teufel stellen sollte und die dieser nicht zu erfüllen im Stande war.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehreren Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreis'ten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten nach einer halben Stunde zu einer ungeheuern Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitzzulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten neben und übereinander drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes B'st zu, und diese sagten untereinander: Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete sie. — Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen, und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seid uns willkommen, riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein

hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und sagte: Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien. Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — Nun, so nehme sich ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: Ich will's euch bequemer machen. Er führte jetzt einem Jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Gluth zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube euch, eure Bräute zu küssen, sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt ihr aber auch eine Probe eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen.

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel neben einander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

Staarmatz, sag' uns dein Räthsel, rief einer der Gesellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und sagte:

Sprich, was sitzt dir im Gesicht,
Und du siehst's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, sing' dein Liedlein, rief der Zweite.
Der Rabe sang, mit etwas heiserm Ton:

Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Gesellen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Gesellen
Wieder um in's Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte.

Die Elster warf sich in die Brust, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eier, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch.

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu — welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. Ach, unsere lieben Freier, krähten sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu schnattern und zu klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter — kurz, es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte B'st, B'st, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied, und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: Guter Freund, kannst du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?

Wenn ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, so deut' ich euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie wohl mancher schon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die eure Enkel vielleicht auch einmal von euch erzählen werden.

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein B'st zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Der Rabenstein bei Znaim.

Es war schon kühler Abend, im Osten glomm ein Sternlein nach dem andern auf, als ein junger Rittersmann, gar wunderseltsam von der hereinbrechenden Dämmerung umdunkelt, herabstieg in das Thal, wo sich jetzt das freundliche Znaim am Ufer der rauschenden Taya ausbreitet. — Er sah sich fast bei jedem Schritte um, that sehr eilig, und das blanke Schwert, das er bisweilen, wie mit sich selbst sprechend, über dem lockigten Haupte schwang, schien zum augenblicklichen Kampfe bereitet. Erst als ihn ein dichtes Gebüsch aufgenommen hatte, hielt er stille, holte tief Athem, und warf sich sodann auf den grünen duftenden Rasen. —

„Da liege du, mein gutes Ritterschwert, stöhnte er, und da liege auch du, armer unglückseliger Rittersmann, unter der schweren Last des Fürstenbannes. — Werden sie wohl den köstlichen Preis an mir verdienen wollen, die gehorsamen Hunde? Aber ich will ihnen die Köpfe

zusammenschmeißen, daß es eine Art haben soll. Ritter Seyfried der Wehrhafte, läßt sich nicht so leicht fangen, als es euch bedünken mag in eurem Muthe. — Wir wollen euch ein tüchtiges Stück aufzuarbeiten geben, wenn ihr euren elenden Liedlohn verdienen wollt. — Nach diesen Worten nahm er aus einer Art von Waidtasche einen kleinen Imbiß zu sich, und weil er denn von vielem Gehen gar sehr ermüdet war, so schlief er bald unter einer dichten Brombeerhecke ein."

Eine jener schönen Nächte, die das Leben so gerne lösen von seinen drückenden Banden, und es sich frei und fröhlich ergießen machen in das leichte schlagende Herz, war über die stille freundliche Gegend aufgegangen. Da ging auch die schöne Hildtrude aus ihrem Schlößlein, um im Lichte des vollen Mondes die seltenen Kräuter aufzusuchen, die sie zu einem großen Werke gar nothwendig bedurfte. Sie war eines der weisesten Zauberfräuleins im ganzen Lande Mähren, und trug dazu in ihrem schönen Busen ein so liebes gutes Herz, wie es kaum mehr in irgend einem andern Frauenbild ihrer Zeit geschlagen haben mochte. Zufälliger Weise kam sie auch zu dem Strauch, an welchem der junge Rittersmann, von den freundlichen Mondesstrahlen übergossen, schlummerte, und ein seltsames, früher unbekanntes Gefühl erwachte in ihr, bei dem Anblicke des jungen schönen Schläfers. —

Als ein Mägdlein, das über die gemeine flache Ansicht der Dinge gar sehr erhoben war, gestand sie sich es bald, daß es die Liebe sei, die sie so angenehm beschlichen hatte, und weil sie denn diesen Sonnenpunkt des Lebens mit Freuden erwartet hatte, so gab sie sich der schönen Empfindung auch ohne allen Rückhalt hin. Ja wer nicht bei dem ersten Anblick, im ersten Augenblick des Beisammenseins schon liebte, der hat nur genippt von dem Becher des kleinen Liebesgottes. —

Als sie ihn eine Weile betrachtet hatte, neigte sie sich überströmenden Herzens freundlich lächelnd zu ihm, und sprach: „Erwache, süßer Jüngling, und verrathe nicht länger die Röthe deiner Wangen an den kalten feuchten Thau der Nacht. Es ziehen auch böse segenlose Geister durch die mondhellen Lüfte, die von dem Blute der Menschen sich nähren, und mit schweren Zügen das Leben der Schlafenden saugen. — In Hildtrudens Schlößlein aber bist du geborgen vor solchen Tücken, seine Schwelle darf die schleichende Trut und der schwerfällige Alp nicht betreten."

Der junge Ritter Seyfried schlug auf diese süßen Anklänge die schönen großen Augen auf, und voll Bewunderung das reizende Zauber-Fräulein betrachtend, sprach er: „Weiß nicht, hat mich das Schwert meiner Verfolger hinweggehen heißen von der Erde, und wache ich im Himmel auf, oder träume ich einen angenehmen Traum." —

„Keines von beiden, lispelte lächelnd Fräulein Hildtrude, noch ruhst du auf deinem grünen mütterlichen Boden, auch täuscht kein necken- der Traum die schwärmenden Sinne. Wofern es dir gefällt, was du siehst, so erfreue dich, es ist Leben und Wirklichkeit darin. — Zögere nicht länger, fühle den Druck meiner warmen Hand, und folge mir."

Der junge Rittersmann richtete sich auf diese freundliche Anrede empor, und nun schritten die beiden schönen jugendlichen Gestalten Hand in Hand durch das glanzerfüllte Thal, nicht anders, als ob sie sich schon Jahre lang gekannt hätten. — An einer glatten, spiegelnden Felsen- Wand blieben sie stehen. Auf Hildtrudens Spruch borst diese, und durch einen langen, von einem wunderbaren Lichte erhellten Gang gelang- ten sie in ein anmuthiges, von hohen Felsen umgürtetes Thal, in dessen Mitte sich ein gar schönes und überaus zierlich gebautes Schlößlein erhob. —

Als sie nun eingetreten waren, und sich in einem gar freundlich ausgeschmückten Gemach niedergelassen hatten, nahm das Zauberfräulein freundlich das Wort und sprach:

„Glaubt nicht, guter junger Rittersherr, daß es blos weibliche Neu- gierde sei, die mich euch fragen läßt, welch' einen lieben Gast ich denn eigentlich in euch beherberge. Es will mir bedünken, als ob auf euerm Herzen etwas Ungewöhnliches laste, und vielleicht weiß ich guten Rath dagegen."

„Holdseliges Fräulein, entgegnete hierauf Ritter Seyfried auf das Freundlichste, indem er sich sanft gegen das schöne schlanke Frauen- Bild verneigte, ihr habt euch in euerm Gaste nicht getäuscht: wohl lastet manches auf meinem jungen Herzen, und wofern ihr mir erlaubt, das Gepreßte durch Mittheilung zu erleichtern, so habt ihr eine überaus große Wohlthat an mir gethan." —

„Lieber junger Rittersherr, erwiederte zart erröthend Fräulein Hild- trude, euere Güte und euer Vertrauen ist meiner Bitte zuvorgekommen."

Ritter Seyfried. Nun wohlan, so vernehmt meine höchst trau- rige Geschichte. Nicht fern von dem Fürstensitze Welehrad liegt meine Ritterburg, auf einem hohen herrlichen Felsen, dort verlebte ich zwanzig köstliche Jahre unter ritterlichen Uebungen und mancherlei Jugendfreuden. — Eine jüngere Schwester, Wallfriede geheißen, gut wie euer freund- licher Blick, holdes Fräulein, theilte diese meine schönen harmlosen Stun- den, in denen ein alter ehrwürdiger Vater sich wieder zu verjüngen schien.

Wir kannten keinen andern Feind, als den wilden Eber, der unsere Saaten verwüstete, und den ich auf edler Jagd zu bekämpfen wußte. Wär' es immer so geblieben, wahrhaftig, ich hätte kaum den lieben

Himmel um seine Freuden beneidet, aber so kam es bald ganz anders, wie ihr alsogleich erfahren werdet. —

Ritter Strohmir, ein angesehener junger Herr vom Hofe, und des Fürsten Liebling, sprach meistens ein auf unserer Burg, und schien sich außerordentlich daselbst zu gefallen. — Er kam und ging, und ich sah gar bald, daß meiner guten Schwester das erstere weit lieber war, als das letztere, und ob mir gleich manches an dem Junker nicht ganz gefiel, so that ich doch nichts dergleichen, denn ich las in Wallfriedens Seele, wie überaus gut sie ihm sei. — Auch dem Vater schien das Verständniß der Beiden nicht zu mißfallen, und so vertilgte ich bald den leichten Unmuth, der sich in mir geregt hatte. — Dies leidige Liebesglück mag wohl ein Jahr gedauert haben, als der Junker länger, wie gewöhnlich, ausblieb, und Wallfriedens Blick und Ansehen mir nichts Gutes zu prophezeien begann. Sonst verging keine Woche, wo er uns nicht zwei- auch dreimal besucht hatte, jetzt war schon ein Monat vergangen, seit wir ihn nicht gesehen hatten. —

Meine Schwester erbarmte mich. — Ich sah ihr Herz bluten, ihre heimlichen Thränen rinnen; ich hielt aber alles für eine gewöhnliche Liebesneckerei, und glaubte, es würde sich in Kurzem wohl geben. —

Was soll ich den Faden dieser betrübten Erzählung länger ausspinnen? Der Verräther hatte Wallfrieden verlassen, und die Unglückliche fühlte sich verführt. — Nichts von ihrer Verzweiflung, nichts von des alten Vaters Gram, nur von meiner Wuth und meiner Rache will ich euch berichten. —

Ich eilte an den Fürstenhof, den Bösewicht zur Rede zu stellen. — O der glatte Junker wand und krümmte sich, wie eine Schlange, aber ich packte ihn männlich, und hielt ihn fest. — Da ließ er die bunte Haut fahren, und stand in seiner ganzen Scheußlichkeit vor mir. Er sagte, — nein laßt mich nicht wiederholen, was der Elende sprach, es würde euer reines Blut vergiften, und euere zarte Seele in ihrem zarten Frieden stören. — Genug, ich sah meine Schwester rettungslos, in Schande und Verzweiflung, und in des Fürsten eigenem Gemache schlug ich dem Verbrecher die blutige Todeswunde. — Die allgemeine Bestürzung half mir zur Rettung; ich kam unangetastet auf meines Vaters Burg. — Allein meiner Ferse folgte die Acht des Fürsten, mein Haupt war preis gegeben, jedem, der ein Blutgeld verdienen wollte, und selbst meinen alten Vater verflocht der Grimm des Fürsten in mein Verderben. — Wallfriede starb an den Folgen einer frühen Niederkunft, mein Vater entfloh, von einem einzigen treuen Knechte begleitet, und ich suchte in entgegengesetzter Richtung mein Heil, auf daß sich die Rachgier nicht zugleich an zwei Opfern labe. Dieß ist meine Geschichte,

und wofern ein menschlich fühlendes Herz in euerm Busen schlägt, so versagt mir euere Theilnahme und euer Mitleiden nicht."

Die schöne Hildtrude faßte freundlich die Hand des Betrübten, und indem sie vergebens eine große Thräne zu verbergen strebte, sprach sie sanft und leise:

„Ich dank' euch wahrhaftig recht sehr, junger Rittersherr, daß ihr mich in euer blutendes Herz schauen ließt; das Geschehene ungeschehen machen, kann wohl Niemand, und wenn ihm alle Gestirne und alle Geister dieser Erde dienten und zu Gebote stünden. Allein geschlagene Wunden lassen sich heilen, und wenn sie noch so lebensgefährlich sind; o ja, darauf will ich es wohl wagen. — Laßt uns nicht so lange im Kreise sich drehen, wie es die Menschen da draußen in der Welt machen, und auf weiten Umwegen herumirren, indessen das Ziel nahe vor unserm Auge liegt. Warum sollt ich euch nicht sagen, daß ihr mir wohlgefallt, daß eine laute Stimme in meinem Innersten für euch spricht. — Ist es doch nichts Böses, sonst wäre mir gewiß nicht so lieb zu Muthe, wie mir ist. Zwar schlägt mir das Herz mächtig, o fühlt nur, allein es ist so süß, es ist so schön, ach das wird wohl die Liebe sein, von der die Hirten manches so anmuthige Liedlein zu singen wissen." Nach diesen Worten sah das Fräulein dem schönen Jüngling frei und fröhlich in das Auge, dieser aber senkte sich freundlich lächelnd auf ein Knie, und sprach:

„Mög' es euch gefallen, dieß zarte, mir zugewandte Herz nimmer wieder euerm treuen Ritter zu entziehen. — Lasset die, welche es falsch und böse meinen, mit prahlerischen Schwüren sich verbürgen wollen; hier meine Hand, die den wüsten Buben erschlug, und die Schande meiner Schwester rächte, sei meine einzige Pfandschaft."

Nun richtete Hildtrude den blühenden Jüngling mit zarten Händen auf, sank, von ihm umschlungen, an seine Brust, und der schöne Herzensbund war geschlossen. —

Glückliche Jahre gingen nun über den Liebenden dahin. — Hildtrude und Seyfried waren die Engel dieser Gegend. — Stand die erstere mit Rath und That auch dem Geringsten bei, der auf meilenweit ihr Felsenthal umwohnte, so hatte des letzteren ritterlich Schwert die blühende Landschaft von manchem Räuber gereinigt, der sie verwüstete, und von manchem Ungeheuer, das unter Menschen und Thieren zu wüthen begonnen. Vier wunderschöne Knaben hatte die schöne junge Frau in sechs glücklichen Jahren dem geliebten Gatten gebracht, der vielleicht der glücklichste aller Sterblichen gewesen wäre, hätte ihm nicht manchmal der Gedanke an das Schicksal seines alten vielgeliebten Vaters diese seine Seligkeit getrübt. — Eines Tages zog er eben mit seinen

Reisigen von einem ähnlichen rühmlichen Abenteuer nach Hause, als ihm ein alter Mann begegnete, dessen Züge ihm auffallend bekannt waren. Dieser hatte ihn aber kaum erblickt, als er seinem Roß in den Zügel fiel, und laut schreiend in folgende Worte ausbrach: „Gott sei tausendfältig gelobt und gepriesen, daß ich euch treffe, gnädiger Herr Seyfried, zubenannt der Wehrhafte, und zwar an der Spitze eines so schönen reisigen Zeuges. — Neue Hoffnung belebt den alten welken Leib bei eurem Anblick, denn ich habe euch gar eine schmerzliche Kunde zu hinterbringen. — Wisset, euer edler Vater liegt in schmählicher Haft auf Leben und Tod, wie ein gemeiner Mörder, dort in dem Thurme der nahen Stadt Znaim. Wo ihr einen Augenblick versäumt, so ist er verloren, und selbst der liebe Herr Gott vermag ihn dann nicht mehr zu retten. —

Es war der alte Knecht, der Seyfrieds Vater auf der Flucht begleitet hatte, der diese Worte sprach, die gleich eben so vielen schneidenden Dolchen in des Ritters Allinnerstes drangen. —

Nicht einen Augenblick besann er sich, sondern wandte sich sogleich zu seinen Mannen, und rief mit einer Stimme voll Wuth und Verzweiflung:

„O ihr meine wackern Kriegsgenossen, mein lieber alter Vater liegt auf den Tod gefangen, wer von euch will zurückbleiben, wenn ich ihn zu retten eile?"

Mit diesen Worten gab er seinem Gaule den Sporn, und der ganze Haufe sprengte ihm mit freudigem Geschreie nach. —

Zwar suchten die Landsknechte, die den Thurm *) bewachten, sich zu vertheidigen, allein wer vermochte den grimmigen Leuen Widerstand zu leisten. — Keiner entrann seinem würgenden Grimme und den Flammbergen der Seinen. Dem Griffe seines Schwertes erlag die verriegelte Thüre des Thurmes, und er stürzte hinein, die Fesseln des geliebten Vaters zu brechen. — Doch wer malt sein Entsetzen, als er den ehrwürdigen Greis bereits in seinem Blute schwimmend fand, das theure graue Haupt lag abgeschlagen zu seinen Füßen. —

Rasend stürzte er fort, und was ihm in den Weg kam, fiel unter seinem unbarmherzigen Schwerte, keiner der Seinen vermochte ihm so schnell zu folgen. Seine Sinne waren zerrüttet. Der Wechsel von Freude und Schrecken hatte das holde Licht seines Verstandes verschlungen. —

*) Dieß ist der Thurm am Bräuhause.

Vor der Felswand, die das schöne Thal, den Schauplatz seiner jahrelangen Freuden, versperrte, spielten harmlos seine süßen Kleinen in dem Strahle der Abendsonne. — „Kinder, rief er in wilder Raserei, euer Großvater ist vorausgegangen, ihr müßt ihm nach," und mit diesen Worten ergriff er den lieben Erstgeborenen, und tauchte das Schwert in sein junges Herz. — Als dieß die übrigen sahen, da fielen sie auf ihre Kniee, und begannen zu weinen. — „Ach, rief der Zweitgeborne, was haben dir deine Knaben gethan, du hattest sie sonst doch gar so lieb, ach laß mich leben, lieber Vater, sieh, die Sonne ist gar so schön." —

„Fort aus dieser Sonne, brüllte der Wüthende, die meines Vaters Leichnam bestrahlt," und schon lag der Flehende in seinem Blute. — Das Geschrei des Dritten rief die Mutter herbei, aber viel zu spät, um das holde Kind zu retten. — Schon hatte er den Vierten ergriffen, Hildtrudens zarten Liebling, um ihn den Vorangegangenen nachzusenden, da donnerte ein Zauberspruch von den entsetzten Mutterlippen. — Das Schwert entsank des bewußtlosen Mörders Hand. Das Leben floh aus dem Körper des Wüthenden, und noch jetzt starrt er als harter Fels, von jedem Munde der Rabenvater genannt, so wie das freundliche Felsthal nun insgemein der Rabenstein genannt wird. Hildtrude aber war seit diesem Augenblick sammt dem geretteten Kleinen nicht mehr zu sehen. —

Das Märchen von der Mooser Kilb.

(Elsaß.)

Eiser lieber Herrg'tt un d'r San Peter sin ämol 'm Moosweg noh. Wo se cho sin bis z'm Galgebaum*), seit d'r San Peter zue eiserm liäbe Herrg'tt:

„Los', was hör i?"

— „A, was frogsch doch du d'rnoh, i hör nit, chomm, m'r wei geh."

„Nei, los' doch recht, ich will doch geh ge luege."

— „He, wenn du geh witt, ze gang, blieb aber nitt lang, i will d'r warte z' Niederlarg."

D'rnoh isch albets d'r lieber Herrg'tt im Fueßpfad noh ge Niederlarg, un d'r San Peter isch über d'Acker abe Moos zue.

Er isch aber lang z'Niederlarg g'stä, iä, 's will khe San Peter d'rzue.

Endli chommt 'r.

Jetz seit eiser lieber Herrg'tt zue=n=m, wo=n='r so lang blieb.

„Wärsch nomme o cho! Meisch, 's isch lustigh g'stä. Si hai Chilbe g'ha, un hai tanzt unn g'sunge, unn alles Hibbelehei isch do gstä."

— „Hai si nit vo mir g'seit?"

„Nei, 's het niäme an di denkt."

---

*) Der Ursprung dieses Namens soll von folgender Sage herrühren: „Zu einer Zeit waren Waidbuben mit ihrem Vieh auf dem Felde. Sie spielten allerlei, endlich sagte Einer: Wir wollen Gericht spielen. Da ward Einer angeklagt und nach Für- und Gegenrede zum Galgen verurtheilt. Man führte ihn unter den Baum und zog ihn mit einem Seile etwas in die Höhe. Als man ihn nun wieder losknüpfen wollte, kam ein Hase ganz nahe herbeigehüpft. Die Buben sprangen ihm nach, in der Meinung, er wäre verwundet und also leicht zu fangen. Der Hase aber lockte sie immer weiter und weiter, und die Buben liefen ihm nach bis Abend. Unterdessen war der Gehenkte am Baume erdrosselt." (Christophorus.)

's Johr druff sinn si widder d'r nämli Wägh gange; unn wo si zuem Galgebaum cho sin, seit eiser lieber Herrg'tt:

„Hörsch, wart, los', Peter! Hörsch nît?"

— „Nei."

„Los' recht! Hörscht denn nît?"

— „Nei."

Jetz het aber eiser lieber Herrg'tt wölle ha, daß d'r San Peter widder ge Moos isch, unn Er isch ge Niederlarg.

Wo-n-'r aber hi chommt, wer isch tscho do? — Das isch mi San Peter.

Seit eiser lieber Herrg'tt: „Bisch jetz tscho do, unn fern bisch so lang bliebe?"

— „He, 's isch nitt g'siä wie fern, 's isch nît g'siä as Jomere unn Chlage, unn: o Jere Gott im Himmel! unn: o lieber Herrg'tt hilf!"

„Gäll, Peter, jetzt chönne si a mi denke, wo si verhaggelt siä; aber fern hai si nît wölle vo m'r wisse, wo's 'ne guät gange-n-isch!"

(Elsäßer Mundart.)

Das Teufels-Schlössel.

Vor vielen Jahrhunderten kam zu den Herren von Nowihrad ein ältlicher Mann, dem Ansehen nach ein ritterlicher Degen, und gab ihnen viel Geld für die Erlaubniß, sich in ihrer Nähe eine Burg bauen zu dürfen. Nach wenig Monden erhob sich eine solche gar wunderseltsam und grillenhaft gebaut, nicht mehr als einen guten Büchsenschuß von Nowihrad auf einer waldigten Anhöhe gelegen. Allein es wäre eben so gut gewesen, der fremde Herr wäre unten im Thale geblieben und hätte sich eine Einsiedlerei erbaut, denn außer ihm und zwei Knechten bewohnte keine sterbliche Seele die Burg; auch verließ er sie nur selten, und nur dann, wenn er in dem Forste, den er sich mit angekauft hatte, jagte. Diese ununterbrochene Einsamkeit, dazu noch des Ritters finsteres, verschlossenes Wesen, ja die äußere Gestalt der Burg selbst (denn in's Innere kam Niemand) gaben den Herren und dem Volke der

Umgegend Vieles zu denken und zu reden. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen, wie es bei solchen Gelegenheiten schon geht. Einer hielt ihn für einen Geächteten, der sich gegen kaiserliche Majestät vergangen und dem Reichsfähnlein nur so eben entronnen wäre, ein Zweiter meinte, es möge ihm gar bitter im Leben gegangen sein und er sei aus Ueberdruß und Menschenfeindschaft in die Einsamkeit gezogen, ja Einige, und das waren die meisten, hielten ihn für einen Schwarzkünstler, der auf der wunderlichen Burg unheimliche Dinge treibe. — Die letzte Meinung fand immer mehr und mehr Beifall, wie denn unter den gewöhnlichen Menschen das Schlimmste immer am leichtesten geglaubt wird. Der Ritter aber schien sich wenig darum zu kümmern, was man von ihm halte und denke, und je mehr sich die Leute über ihn die Köpfe zerbrachen, je weniger schien er ihrer zu achten. Er saß oft auf seinem Söller und sah hin in die grünen Berge und Thäler, und da glaubten die Leute, er erwarte seinen Zauberdrachen, und wenn er hinwiederum auf die Jagd zog und spät des Abends nach Hause kam, so hatte er mit dem wilden Jäger Gemeinschaft gemacht. Endlich hatte es ein Hirte, der gewöhnlich die wärmere Jahreszeit hindurch das Vieh auch die Nächte durch im Freien hütete, in seinen Nachforschungen am weitesten gebracht. Er wollte nämlich bemerkt haben, daß mit jedem Mondenwechsel um Mitternacht eine wohlverwahrte Kutsche in die Burg fahre, und doch sah man keine Vermehrung der Bevölkerung, keine Veränderung in der Lebensart des Ritters.

So vergingen mehrere Jahre, und noch war das Nüßlein nicht geknackt, was die leidige Neubegierde dem Volke und den Herren vorgelegt hatte. Der Burgherr saß auf dem Söller, ritt auf die Jagd, die wunderbare Kutsche kam richtig mit jedem Mondenwechsel, Alles blieb wie zuvor, und die Neugierigen waren nicht um das mindeste klüger. Darüber wurden sie nun gewaltig toll und schwuren, sich um den fremden Herrn nicht mehr zu bekümmern, wenn sie aber zusammen kamen, so war doch die gewöhnliche Frage: was mag der wunderliche fremde Burgherr machen, ja sie wurde gewissermaßen zum Lückenbüßer in jeglichem Gespräche. Hätten sie nur seinen Namen gewußt, oder hätt' er wenigstens seiner Burg einen Namen gegeben, so wären sie schon weit milderen Sinnes geworden und hätten den voreiligen Schwur zurückgenommen. Allein so war es gar nicht auszuhalten. Endlich half ihnen doch die Zeit, die Mutter aller Dinge, auf die Spur. In der Burg, so still es übrigens in ihr herging, wurde es mit einmal noch weit

stiller. Der Burgherr erschien nicht mehr auf dem Söller, er zog nicht mehr auf die Jagd, und auch die Kutsche blieb um die gewöhnliche Zeit aus. Das Volk murmelte dies und jenes, das auch zu den Ohren der Herren von Rowihrad kam, die sich eine Art von Lehensherrschaft über den Fremden anmaßten, und die Sache zu untersuchen beschlossen.

Ganz unvermuthet traf man die Burg leer, und wiewohl man alle Winkel durchspähte; so fand man doch nichts, als einige Dutzend Frauenleichname, an denen die deutlichsten Spuren eines gewaltsamen Todes zu sehen waren. So sehr man sich nun darüber entsetzte, so sehr fühlte man sich im Allgemeinen davon überzeugt, der fremde Herr sei ein Erzbösewicht gewesen und endlich eine wohlverdiente Beute des Bösen geworden.

Wenn des Volkes Stimme auch nicht die Stimme Gottes ist, so war sie es doch dießmal, und es bewährte sich, daß in einer vielstimmigen Meinung immer ein Körnlein Wahrheit liege. Auf der Burg nämlich hauste von nun an der leibhafte Böse, der keinen andern Besitzer neben sich duldete; daher auch Jahrhunderte lang kein menschlicher Fuß die wüste Burg betrat, die nun insgemein das „Teufels-Schlössel" genannt wurde. Erst im vierzehnten Jahrhundert, als Landgraf Jedock über Mähren herrschte, athmete ein lebender Mensch wieder zum erstenmal in den unheimlichen Mauern, und dieß hat sich beiläufig so zugetragen:

Ein junger Waffenschmieds-Geselle, Namens Rupert Feldecker, zog von Ollmütz nach Brünn, um allda bei einem vielberühmten Meister noch Mehreres für seine Kunst zu erlernen, und weil denn die leichtbeherzte Jugend sich am wenigsten gerne in die festgemauerten Städte versperrt, sondern lieber durch die beweglichen Wälder, die ihre grünen Häupter so freundlich in den hellen Lüften hin und her wiegen, läuft und springt, nicht anders wie ein schlank gestaltetes Reh, so dachte auch Rupert, mit der finstern rußigen Schmiede habe es noch immer Zeit, erst aber wolle er sich auf freiem Lande, in den Wäldern, auf den Bergen, in den Thälern und auf den blühenden duftenden Auen umthun.

So kam er auch auf seinen Excursionen, die weder botanisch, weder mineralogisch, noch sonst irgend was dergleichen, und doch, um es närrisch zu sagen, dieses Alles zusammen waren, nach Wranau, wo ihm seine müden Beine und der protestirende Magen über Mittag festhielten. — Es fanden sich viele Leute im Wirthshause beisammen, wo der junge Waffenschmied eingekehrt war, und so wurde auch Vieles hin und her

erzählt von dem Böhmen-König Wenzel und seinem Gevatter, von der angenehmen Ruhe im Mährenlande, von Gevatterschaften und Hochzeiten, und so kam man ganz natürlich auf den ledigen Satan im „Teufels-Schlössel“. Rupert horchte hoch auf, wie er die seltsame Mähre vernahm, und als der Erzähler geendet hatte, schüttelte er den jungen lockigen Kopf, sprechend: „Sollte denn der Teufel gar so unbändig sein? man sollte es doch kaum glauben. Mir thut's bedünken, als ob es nur am Menschen gelegen wäre, wenn er dem leidigen Satan so viel Freiheit läßt; er selbst kann sich unmöglich so viel von selbst erlauben, wenn man es ihm nicht anderer Seits aus Schwäche oder guten Willen einräumt. Hat man ihn doch oft genug geprellt, trotz dem, daß er ein gar sehr aufgeweckter Kopf sein soll, und hat man ihn nicht wenig mit Gewalt zu Paaren getrieben, wie uns alte Sagen erzählen. Darum wandelt mich wahrhaftig die Lust an, mit ihm anzubinden, und gelingt es mir, so muß der Teufel vor Galle selbst des Teufels werden.“

Einige alte Leute, die mit am Tische saßen, mißriethen es ihm freilich und meinten, man sollte den Teufel nicht an die Wand malen, vielweniger leibhaft, so zu sagen, auf die Fuchtel fordern; denn rücksichtlich seiner Macht gehöre er doch immer gewissermaßen unter die großen Herren und mit diesen sei von jeher nicht gut gewesen, Kirschen zu essen. Allein Rupert meinte dagegen, er sei schon so lange mit dem lieben Herr Gott im Guten ausgekommen, so wolle er es nun auch mit dem Teufel versuchen; und je mehr ihm die Leute abriethen, je halsstarriger blieb er bei seiner Meinung. Endlich sagte ein Jägersmann, der mit am Tische saß: „Was hadert und streitet ihr mit dem jungen Manne, geht es doch nicht um eure Haut, und so ihm sein Wagestück gelingt, wird ihn der jetzige Herr auf Nowihrad ohne Zweifel fürstlich belohnen. So es euch gefällt, junger Geselle, so mögt ihr mit mir gehn, mein Weg führt knapp an obbemeldeter Burg vorbei. Dort könnt ihr euch bei dem Ritter melden und euer Abenteuer nach Lust bestehen.“

Es war schon ziemlich düster, als der Jägersmann mit dem jungen Waffenschmied bei der Burg Nowihrad anlangte. Der Besitzer nahm den muthigen Wagehals zwar freundlich auf, verhehlte ihm aber auch die Gefahr nicht, und warnte ihn, gerührt von seiner Jugend, vor diesem gewagten Abenteuer. „Schon Mancher“, so schloß der alte Herr von Nowihrad seine Mahnung, „hat seit mehr als zwei Jahrhunderten den Kampf mit dem Bösen versucht, allein Keiner war noch als Sieger abgetreten. Der Eine war voll Schrecken gestorben, den Andern

fand man auf das erbärmlichste zerrissen, und der war immer am besten gefahren, den noch zu rechter Zeit eine unüberwindliche Furcht ergriff und ihn aus den öden Gemäuern jagte."

„Edler Herr", antwortete hierauf der Feldecker, „was mehr als zwei Jahrhunderten nicht gelang, kann einer einzigen Stunde gelingen. Zeit und Stunde sind ungleich und so auch die Menschen. So Mancher ist schon von demselben Flecke als Sieger abgetreten, wo sein Vorfahre Ehre und Leben verloren hatte. Darum laßt mich immer gewähren, denn ich fühle eine unbändige Lust in mir, mit dem Teufel einen Gang zu thun. Gebt mir nur einen Sack, einige Ellen Bast und Ambos und Hammer, und für das Andere, edler Herr, laßt mich sorgen."

Der Burgherr war über die letzte Forderung nicht weniger erstaunt, als über die Keckheit des jungen Waffenschmieds überhaupt. Weil dieser aber hartnäckig auf seinem Vorsatze bestand, so ließ ihm jener nach Verlangen gewähren und ihm das Begehrte nebst einem Korbe mit Licht, Wein und Speisen in das wüste Schloß nachtragen.

Es war schon finstere Nacht, als Rupert daselbst anlangte. Die Knechte, die ihm die verlangten Sachen nachgetragen hatten, waren alsogleich auf und davon gelaufen, und der kecke Jüngling befand sich nun in einer Einsamkeit, die Tausend Anderen an seiner Stelle nicht behagt hätte. Zwar hatte er sich das besterhaltene Zimmer gewählt und auch eine Kerze angezündet, allein die Höhe und die Tiefe des Gemachs verschlang die spärliche Flamme, auch sah der Mond durch die großen Bogenfenster herein und warf sein blasses Licht an die hohen Wände, die mit seltsamen Schildereien bedeckt waren, und schien manche verzerrte Figur daran zu beleben.

Es ist gewiß, daß auch den Herzhaftesten der Muth auf Minuten sinkt, so wie selbst die besten Menschen oft vor einzelnen Erinnerungen ihres Lebens erschrecken. Wenn sich Rupert sein ganzes Abenteuer so klar und deutlich vorstellte und es umständlich erwog und von allen Seiten beschaute, so wandelte ihn wohl ein leises Grauen an. Aber er ertränkte endlich dieses immerwährende Wiedergebähren des schauerlichen Bildes in dem mitgebrachten Wein und vertrieb die bedenklichen Grillen mit fröhlichen Gesängen.

So stand er am Fenster und sah hinaus in die waldige Gegend, die der Mond und die jagenden Wolken mit wunderbaren Gestalten überdeckten, als der Thurmwächter auf der Burg Nowihrad die zwölfte Stunde blies. Ein plötzlicher Sturmwind verhüllte den Himmel

in Wolkennacht, nicht das kleinste Sternchen leuchtete, nur die Kerze brannte düster und bläulicht auf dem Tische.

Ein fernes Sausen wie das eines geschwollenen Waldstroms erhob sich. Rupert horchte mit klopfendem Herzen und leerte mit einem Zuge den Rest der zweiten Flasche. „Der Mensch muß doch können, was er will", sprach er zu sich selbst, warf die leere Flasche zum Fenster hinaus und trat zu seinem Ambos, auf dem der Sack, der Bast und der Hammer lagen. Das Sausen wuchs von Sekunde zu Sekunde und näherte sich immer mehr und mehr.

Jetzt sprang die Thüre auf, Meister Satan trat herein und Rupert bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die Gegenwart einer Gefahr macht immer muthiger, auch sieht diese in der Ferne immer fürchterlicher aus, als sie ist. Ueberdieß sah der Teufel gar nicht so entsetzlich aus, als sich ihn Rupert gedacht hatte.

Es war vielmehr nur ein Teufelchen, zwar häßlich genug, auch mit Horn, Klauen und Schweif ausgerüstet, aber nicht riesengroß, wie man sich den Höllenfürsten dachte, vielmehr war er unter einer gewöhnlichen Menschengröße.

„Was sucht der elende Erdwurm unter meinem Dache", schnaubte das Ungethüm, „ist er seines unsterblichen Seelchens überdrüssig, oder seines fetten Hälschens?"

„Gemach, Meister Satan," antwortete ihm rasch der muthige Waffenschmied, „sei nur nicht so unartig. Wenn vom Halsbrechen die Rede ist, da muß ich auch dabei sein, und was meine unsterbliche Seele anbelangt, so laßt sie immer aus dem Spiel, es ist gar nicht eure Sache."

„Wem habe ich also die Ehre deines Besuches zu verdanken," lachte höhnisch der Satan.

Rupert. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. Euch selbst, Meister Teufel, und damit wir das Ding recht kurz machen, so sollt ihr wissen, daß ich gekommen bin, euch eure dermalige Wohnung aufzukündigen, darum seid so gut und macht mir keine Umstände, ansonsten ich gezwungen bin, strengere Maßregeln zu ergreifen.

Teufel (lachend). Und die wären, mein gutes Bürschchen?

Rupert. Das werdet ihr schon sehen. Jetzt mit einem Worte, Ja oder Nein?

Teufel (ihm ganz nahe tretend und unter die Augen lachend). Nein! Nein! Nein!

Kaum hatte der Teufel die drei Worte ausgesprochen, so hatte ihn

der rüstige Waffenschmied gepackt, zur Erde geworfen und im Augenblick mit dem Baste gebunden, den bekanntermaßen Leviathan selbst nicht zu zerreißen vermag. Hierauf schob der Sieger den Besiegten in den Sack und warf ihn auf den Ambos.

„Nun wollen wir ein anderes Wörtchen mit einander sprechen," rief tief aufathmend der hocherfreute Rupert. „Vor Allem aber beichtet, Herr Satan, wie Ihr zu dem Besitze des Schlosses gekommen seid."

„Das werde ich wohl bleiben lassen," brummte verdrießlich der Gefangene im Sacke, „es ist eben keine Geschichte für aller Welt Ohren."

„Wie ihr wollt," lachte Rupert, „allein gebt Acht, ich habe eine Art zu überreden, der ihr kaum widerstehen werdet."

Nach diesen Worten erwischte er seinen Hammer und fing an, so gewaltig auf den armen Teufel loszuschlagen, daß dieser überlaut zu jammern begann.

„Nun, besinnt ihr euch eines Bessern!" rief Rupert.

„Ja wohl", seufzte er im Sacke, „weil ich muß. Ihr hämmert ja auf mich los, als wolltet ihr eine Damaszenerklinge aus mir machen."

Rupert. Macht nicht viel Federlesens, sonst gibt es eine doppelte Portion. Frisch erzählt von der Leber weg, Herr Teufel.

Teufel. Also hört. Der Ritter, der einst hier hauste, hatte sich für Kaiser und Reich gar wacker umgethan, hatte dabei sein ganzes Vermögen zugesetzt und hatte, wie ihr Menschenkinder zu sagen pflegt, des Teufels Dank davon. Ja, als er einst im Gefühle seines Rechtes einen gleißnerischen Höfling erschlug, wurde er geächtet und wäre unter Henkers Händen gestorben, wofern er nicht zeitig genug entwichen wäre. Lange Zeit irrte er durch Wälder und Schluchten ohne Brod und Obdach, bis ihn endlich die Verzweiflung überraschte und er in meine Klauen gerieth. Schon zur Zeit seines Weltlebens war er ein absonderlicher Freund schöner Frauen gewesen; diese Lust erwachte nun, wo ich ihm alle Lebensfreuden verbürgen mußte, von Neuem in ihm. Es war ein vortheilhafter Handel für mich, denn so verteufelte er sich immer mehr und mehr. Er erbaute sich diese Veste, und obwohl er äußerlich finster und grämlich aussah, so lebte er doch daheim im Schooße der Wollust. Für einen unverwüstlichen Körper mußte ich eben so gut sorgen, wie ein Leibarzt und Leibkoch bei manchem großen Herrn. Alle vier Wochen wurde die frühere Herzensfreundin geschlachtet und also gleich eine frische geraubt oder gekuppelt. Es war nicht anders, als ob er wahnwitzig geworden wäre, obgleich ihm Alles klar und verständlich war. Einen Becher Wein

und das Blut der früher Geliebten vergoß er mit einem und demselben Muthe. So wie alle vier Wochen die Kutsche mit dem frischen Liebchen ankam, wurde das frühere in den Keller gelockt und erschlagen. Viele gaben sich aus Verzweiflung selbst den Tod, weil sie keine Rettung möglich sahen. So wurde Gräuel auf Gräuel und Sünde auf Sünde gehäuft, bis das Maaß voll war. Unser Vertrag ging aus, ich zernichtete seinen Leib und nahm seine Seele. Jetzt ist die Historie aus und so entlaß mich auch meiner Haft.

Rupert. So haben wir nicht gewettet, Freund Teufel. Habt ihr euch des Leibes und der Seele des Bösewichts bemächtigt, warum rumort ihr Jahrhunderte lang in diesen Mauern und dreht den Leuten die Genicke ab? Was ermächtigt euch dazu, höllischer Lügengeist?

Teufel. Wenn ihr meinen Charakter so genau kennt, so seid ihr ohnedieß gewiß, von mir belogen zu werden. Warum plagt ihr euch also mit Fragen? Doch will ich euch für jetzt mein Ehrenwort geben, daß ihr die Wahrheit hören sollt, und ihr wißt, ich bin aus altem Stamme.

Rupert. Macht nicht so viel Umwege, sonst kömmt der Hammer, ich will klaren Wein eingeschenkt haben.

Teufel. Was ihr so wunderlich seid; nun so hört: ich habe so gut wie manche Andere das Erbrecht für mich.

Rupert. Ihr seid eine pfiffige Bestie von einem Teufel. So könnt ihr wohl jeden Reisenden beerben, den ihr früher auf der Straße erwürget.

Teufel. Da seid ihr im großen Irrthum. Ich bin durch den, mit des Ritters Blut unterschriebenen Vertrag verbrieft und dazu befugt. Auch kann mich Niemand aus der Profession vertreiben, so lange ich der Besitzer der Urkunde bleibe.

Rupert. Herr Teufel, nun hab' ich euch auf dem Punkte, auf dem ich euch haben wollte. Ihr seid doch, was man eine Art von dummen Teufel nennt. Also wollt ich sagen, gebt nur geschwinde die Urkunde heraus und trollt euch eures Weges.

Teufel. Ihr werdet doch nicht!

Rupert. Ich werde, Gevatter Satan, ich werde, aber ich hoffe, ihr werdet nicht Nein sagen, wo ihr Ja sagen müßt.

Teufel. Das thue ich nun und nimmermehr.

„Nicht!" rief Rupert erbost, und in dem Augenblick fiel auch

der Hammer Schlag für Schlag auf den jammernden Teufel, der sich endlich seines Siegers Willen fügte und die Urkunde auslieferte.

Nun wurde er auch seiner Haft entlassen, und nachdem er wie gewöhnlich das Zimmer eben nicht zum anmuthigsten eingeräuchert hatte, fuhr er mit schrecklichem Gebrülle zum Schornstein hinaus.

Der muthige junge Waffenschmied wurde für diese seine Ritterthat auf das ansehnlichste belohnt, der gemißhandelte Teufel aber hatte bei dieser Gelegenheit eines seiner geraden Beine eingebüßt, das von dem schweren Hammerschlage zerschmettert wurde, und bis jetzt noch dient er seinen höllischen Genossen, der drolligen Gestalt wegen, unter dem Namen Hinkbein zum Spott und zum Gelächter.

Fastnachtsspiele.

Im 17ten Jahrhundert kamen die Fastnachtsspiele recht zur Celebrität und fanden besonders freundliche Plätze in der Schweiz und in der Stadt Nürnberg, wo die Verfasser derselben, die Meistersänger, lebten. Ach! die armen fahrenden Künstler standen nirgends fest, nicht einmal auf ihren Bühnen. Diese wurden leicht und schnell zusammengenagelt, auf einige leere Biertonnen gestellt, und waren also von gar nicht erheblicher Festigkeit. Daher ereigneten sich mehrere Unglücksfälle. So wurde z. B. 1511 in Stuttgart das jüngste Gericht aufgeführt; da fiel das Theater ein, die Hölle gerieth in Flammen, die Teufel liefen erschrocken davon, der Weltrichter fiel vom Stuhle und brach bald den Hals. Eben so fatal ging's zu Tangermünde, wo einige Raketen die Hölle anzündeten, wie auch in Leipzig. Das Theater fiel ein, schlug zwei Knaben todt und beschädigte viele Menschen. Zu Brünn fuhr die Rakete bei Isaak's Opferung, welche das Opfer anzünden sollte, einem Jesuiten auf die Brust, der sogleich todt blieb. Schon 1412, wo man zu Bauzen ein Schauspiel von der heiligen Dorothea auf dem Markt spielte, stürzte, von den Schauspielern zusammengedrückt, ein Haus ein, welches 33 Personen zerschmetterte.

Eine Brautlist der Vorzeit.

Der Herzog Ludwig von Baiern kam eines Tags in eine Gesellschaft, in der sich Ludomilla, die Wittwe des Grafen Albrecht von Bogen, der im Jahre 1198 gestorben war, befand. Es war eine junge Frau von nicht gemeiner Schönheit und Anmuth, die eben dadurch die Aufmerksamkeit des Herzogs reizte. Dabei blieb es aber nicht, denn die Wittwe benahm sich so, daß die Aufmerksamkeit des Herzogs sich in Kurzem in Liebe verwandelte. Dieß entging natürlich der schlauen Frau nicht. Je gewisser sie aber allmählig ihrer Sache wurde, um so näher suchte sie ihrem Zwecke zu kommen, und das war kein geringerer, als Herzogin von Baiern zu werden.

Der Herzog hatte von der Gräfin endlich die Zusicherung einer Schäferstunde erhalten. Er stellte sich pünktlich ein, allein es kam zuvor noch zu Bedingungen und der Herzog wurde dahin gebracht, daß er der jungen Wittwe feierlich die Ehe versprach. Dahin wollte sie ihn haben.

Die Scene war nicht ohne Zeugen, denn Ludomilla hatte gar listig drei Ritter hinter ihr Bett versteckt, und drei Ritter waren abgemalt hinter dem Vorhange des Lagers zu sehen, dessen Aussicht dem von heißer Leidenschaft entbrannten Herzoge der Anblick seines gewünschten Hafens war.

„Gebt mir," sagte Ludomilla sanft erröthend und zärtlich lächelnd, „euer Versprechen nicht ohne Zeugen."

„Wo sind welche?" fragte der Herzog.

Ludomilla zeigte auf die drei gemalten Ritter und sagte: „Hier sind drei Zeugen."

Der Herzog nahm die Zeugen an und meinte die Angelegenheit als einen Scherz zu betreiben. So aber war die schöne Wittwe nicht gesonnen. Sie rief, als sie des Herzogs Versprechen erhalten hatte, alsobald die drei lebendigen Ritter hinter dem Bette hervor.

Der Herzog machte große Augen. Aber die Zeugen standen nun einmal vor ihm und sein Wort brach man damals noch nicht so leicht. Er belächelte etwas verlegen die List seiner Geliebten, sah sich gefangen, fühlte sich von sanftdrückenden runden Armen umfangen und gab der schönen Frau seine Hand.

Bald darauf wurde im Jahre 1704 die Vermählung vollzogen. Ludwig erlangte das Ziel seiner Wünsche etwas theuer und Ludomilla wurde Herzogin von Baiern.

Das war eine Brautlist aus der Vorzeit!

Die schwache Besatzung.

Als im Anfange des dreißigjährigen Krieges Ferdinand von Cordova die Bergstraße besetzt hatte und, um die befestigte Stadt Frankenthal wegzunehmen, gegen Oggersheim vorgerückt war, flohen die Einwohner mit all' ihrer Habe nach Mannheim. Nur vierundzwanzig Bürger, die Nichts zu verlieren hatten, waren zurückgeblieben. Diese machten Miene, Widerstand zu thun, indem sie die Thore verschlossen und auf die anrückenden Reiter feuerten. Als aber die Spanier einen Trompeter abschickten und die Stadt unter harten Drohungen zur Uebergabe aufforderten, floh auch der kleine Rest der Einwohner zum entgegengesetzten Thore hinaus. Nur ein Schäfer, Hans Warsch, blieb zurück, weil seine Frau eben in's Kindbett gekommen war. Dieser trat denn, als ob die Stadt noch nicht verlassen wäre, mit dem Feinde in Unterhandlung und brachte eine Kapitulation zu Stande, durch die er sich vollkommene Religionsfreiheit, Sicherheit des Eigenthums und persönlichen Schutz für Weib und Kind bedung. Da ihm Alles zugestanden worden war, so ließ er die Zugbrücke nieder und öffnete dem Feinde das Thor, der nun freilich sah, daß der Parlamentär auch die ganze Bevölkerung und Besatzung der Stadt ausmachte. Da den Siegern aber seine Entschlossenheit gefiel, so stellten sie sogleich eine Schutzwache vor seine Hütte, und als der Feldherr selbst ankam, ließ er sich vor allen Dingen den herzhaften Schäfer zeigen, und erwies ihm die Ehre, sein Kind in eigener Person aus der Taufe zu heben.

Der kühne Sprung.

(Baden.)

Landgraf Max von Stühlingen, der 6½ Schuh hoch war, besaß eben so große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schlosse zu Stühlingen sprang er in drei Sätzen hinab und bändigte die wildesten Pferde dadurch, daß er sie am Schwanz ergriff und schnell seitwärts wendete. Bei einem Gelag auf dem erwähnten Schlosse stellte er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette an: er werde eher auf seinem Roß, als dieser auf dem seinigen sitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derselbe in den untern Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger die Antwort wie verabredet erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo sein Rappe und des Stühlingers Schimmel aufgezäumt standen, und siehe! der Landgraf saß bereits wohlgemuth im Sattel seines Riesenpferdes. Er war aus einem Fenster des obern Stockwerks daraufgesprungen, und hatte nun durch diesen kühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutiges Tages kennt man das Fenster, und ein Hufeisen des Schimmels, so groß wie eine Suppenschüssel, ist lange Zeit im Zeughaus zu Donaueschingen aufbewahrt worden.

Ursprung des Namens der Prämonstratenser-Mönche.

(Legende.)

Der heilige Norbert, Erzbischof von Magdeburg*), wollte, als er noch Einsiedler war, einen Mönchs-Orden stiften, und als er sich mit dem Gedanken darüber beschäftigte, erschien ihm erstlich St. Augustinus, der ihm in einem Buche die Ordensregel zeigte; darauf die Mutter, Jesu Maria, die ihm die Farbe und den Schnitt des Ordenskleides wies,

*) Seit 1127. Er war der erste, den das Stift selbst erwählt hatte, da seine zwölf Vorgänger von den Kaisern eingesetzt worden waren.

und endlich Christus am Kreuze, der ihm die Stelle bezeichnete, wo das erste Kloster gebaut werden sollte. Weil nun dieses Alles dem Heiligen vorhergezeigt ward, so wurde der Orden der Prämonstratenser-Orden, von praemonstrare, vorhersagen, vorheranzeigen, genannt. Dieser Heilige hat überhaupt das Glück gehabt, daß ihm jede merkwürdige Begebenheit seines Lebens vorhergesagt worden ist. Schon als seine Mutter mit ihm schwanger ging, ließ sich bei Nacht eine Stimme hören, die ihr verkündigte, daß sie einen Erzbischof gebähren würde; als er in Rom war, verkündigte dem Papst Honorius III. abermals eine Stimme, daß Norbert Erzbischof von Magdeburg werden sollte, und als sich einst in Magdeburg eine Verschwörung wider sein Leben entspann, so wurde er durch eine Erscheinung davor gewarnt.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch wurde, indem er über die Geheimnisse des Daseins nachdachte, von vielfachen Zweifeln bedrängt. Die biblischen Worte: „Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!“ beschäftigten ihn einst, als er in dem Klostergarten umherwandelte. Er vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, verließ den Garten und erging sich eine Zeit lang in den benachbarten Felsengründen. Als er das Vesperglöcklein läuten hörte, eilte er schnell zurück und klopfte an die Klosterpforte. Ein ihm unbekannter Bruder öffnete und fragte, über sein wildes Ansehen und seine fremdartige Kleidung erstaunt, nach seinem Begehr. Er gab keine Antwort und eilte nach der Kirche, um nicht zu spät zu kommen, aber seine Stelle war schon durch einen Andern eingenommen, und von allen Mönchen, die rings im Chor die Vesper sangen, war ihm kein einziger bekannt. Er fiel den andern Brüdern eben so sehr auf, als dem Pförtner. Als er sich nannte, erinnerte sich keiner des Namens, und erst aus der Chronik des Klosters sah man, daß der letzte, der ihn führte, vor 300 Jahren im Walde verschwunden sei.

Mal. Rheinland.

Liebenstein und Sternberg.

(Burgen im Rheinthale.)

Zu einer Zeit, als die Heiligen, Bernhard und Hildegard, den Kreuzzug am Rhein predigten, lebte in der alten Stammburg zu Sterneberg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage.

Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätzten Tugenden des weiblichen Geschlechts waren. Der Alte wollte einem seiner Söhne diesen Schatz zuwenden, und um alle nachbarlichen Freier zu verscheuchen, gab er sie für ihre Schwester aus.

Die Zeit nahte, wo ein reiferes Alter zwischen den jungen Leuten eine Verbindung möglich machte. Das Fräulein sollte unter seinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, mit edler Selbstverläugnung zurück, sei es, weil er höhere Absichten hatte, oder weil er sie in den Armen seines Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrenen Alten wollte dieser Entschluß nicht ganz gefallen; da aber die sogenannten Geschwister damit zufrieden waren, wurde das Eheverlöbniß mit dem Jüngeren festgesetzt. Beide Söhne bauten nun, als das Zeichen ewiger Freundschaft und Eintracht, zwei neue Schlösser dicht neben einander und nannten das eine Sterneberg und das andere Liebenstein. Das Volk aber nannte sie, der seltsamen Lage und Geschichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der h. Bernhard nach Deutschland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweise nach Frankfurt, wo dieser neue Prophet vom Kaiser Konrad selbst dem Volke vorgestellt wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthusiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne und auf dem Flusse schwammen Schiffe herauf und herunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Diese fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte sich die Laufbahn seines Ruhms

schon im deutschen Reiche eröffnet, aber den jüngern spornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Christenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Aufgebote deutscher Ritterschaft nicht in einer wollüstigen Ruhe zu Hause sitzen; er dachte bei diesem Zuge Ruhm für diese und für jene Welt zu erwerben.

Er nahm Abschied von seiner liebenden aber frommen Braut und ließ sie mit dem älteren Bruder zurück.

Dieser versuchte Alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So sehr er sie auch liebte und die Geschäfte der Fürstenhöfe ihn fesselten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundschaft. Sie lasen zusammen die Briefe ihres Geliebten, trösteten sich mit seiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten sich über die Gegenstände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete sie auf kleinen Reisen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die sich jetzt schon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umschlang beide unbemerkt das zärtlichste und reinste Band der wechselseitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß gestorben und hatte noch auf seinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche seine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeschlagen, des jüngern, weil er es verlassen hatte. Er starb in Sorgen über das Glück seiner Kinder.

Um diese Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele seiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundschaft schien; allein da sie selbst nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um sie nicht noch unruhiger zu machen. Er schützte eine nothwendige Reise zu dem Fürsten vor und entfernte sich von ihr. Allein diese Trennung erfolgte schon zu spät. Thränen stürzten ihr aus den Augen, als er Abschied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes selbst nicht mehr in dem Kreise der Weiber zurückhalten, so schüchtern und behutsam sie auch war. Er mußte ihr versprechen, bald wieder zurückzukommen.

Während der Zeit liefen verschiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizea geblieben sei, und da sie so lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing sie selbst an, der Sage Glauben beizumessen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, schwur seinem Andenken ewige Treue und dünkte sich schon eine Wittwe zu sein. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als sich diese Umstände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt seiner Liebe unbeschränktere Gränzen stellte. Auch er ehrte das Andenken seines Bruders und äußerte nur geschwister-

liche Neigung gegen sie. Sie lebten so in stiller, sanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu untersuchen, wie es mit ihrem Herzen stände. Sie vergaßen die Bitterkeit der vorigen Zeiten und fühlten sich in diesem reinen Verhältnisse glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechin aus Konstantinopel nach Deutschland käme.

Wie ein Donnerschlag traf diese Post das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut versank in starre Gefühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verwandelte sich in den feindseligsten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfplatz der bittersten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit seiner orientalischen Geliebten zurückgekommen. Allein der Bruder verschloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit all' der Wuth und Rachelust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerstört und zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe sein sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der ersten Burg herrschte das Glück der Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter Beiden verglichen, daß Keiner die Braut und ihr Erbe haben, und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.

Indeß lebte der jüngere Bruder in großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Koketterie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her, und da ihre Neigungen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, so entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngeren eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte

die Griechin als ein feines gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viel Mühe und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen, aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Griechin ermorden, sie aber entfloh. Die Eintracht wurde hergestellt und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben und nichts mehr davon übrig, als jene Scheidemauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden, die seit dem Morde Abels zwischen Brüdern gefochten wurde.

Geib.

Der Ritter von Schwarzenberg.

(Baden.)

Der alte Kaspar hatte schon frühe seine Hütte verlassen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen, und hatte sodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er sich eine Hütte baute. Selbst ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines anderen Leibeigenen geheirathet und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngeren waren Knaben. Diese hatten den Vater nun begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen, um Kirschen zu brechen. Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herunter und nahmen ihr Körbchen in Empfang, während der Vater langsam nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein gar schöner Junimorgen und rings hüpften die Vögelein umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldkirch unten im Thale

klangen Glocken herauf und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur die Schwarzburg*) allein schaute von ihrem steil hervorspringenden Felsen finster und traurig auf die lachenden Triften hernieder. Der Vater aber sah mit Lust auf seine gesunden Kinder und dann wieder auf sein kleines, doch wohlbebautes Gütchen, denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja, er hoffte sogar im Stillen, sich noch von seinem Herrn loskaufen und, wenn auch nicht sich selbst, doch seine Kinder ganz frei machen zu können. D'rum war ihm der Schloßherr auch nicht mehr gewogen, seitdem Alles so wohl auf seinem Gütchen gedieh, denn der Ritter war keines biedern und glücklichen Mannes Freund und Jedermann floh seine düstere Gegenwart. Selbst wenn er in Waldkirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und sogar der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den barschen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerspruch ertragen konnte, geladen wurde. Kaspar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied den Ritter wo nur möglich, und wenn Dieser etwas von seinem Leibeigenen haben wollte, schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüstete, zu holen. Weislich zögerte Kaspar in solchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in Waldkirch oder Freiburg aus den Verkäufen des Obstes erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirschen besonders reichlich ausgefallen und Kaspar überschlug schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute auch so wohlgemuth und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen: „Höre, Gundchen, die Vögel singen so lustig, komm', setz' dich zu uns her und sing' auch ein Liedchen mit!“ Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ sich nicht lange bitten und wählte das muntere Strickerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt und das ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er stricket manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.“

---

*) Schloßtrümmer, nahe bei der Stadt Waldkirch.

„Von Seiden ist die Haube,
Von Sammet ist die Schnur;
Bist du ein wack'res Mädel,
Mädel, Mädel,
Bind' dir dein Härchen zu!"

„Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn,
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn."

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter mit unterschlagenen Armen aus dem Gebüsche hervortrat. Sein Gesicht hatte nicht nur wie gewöhnlich den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf, und nahm ehrerbietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegten und das arme Gundchen aus Schreck seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter mit finsterem Schweigen auf die eingeschüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein schmuckes Töchterlein da schon Lust, über's Jahr den Hochzeitsreigen anzutreten; gut, doch bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu sein; morgen früh bringst du sie mir auf mein Schloß!" Vergebens fiel der arme Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herrn zu Füßen, vergebens bot er ihm sein ganzes Vermögen an, nur um seine Tochter behalten zu dürfen. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin sein eigen sei, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. „Hab' ich nun das Rechte getroffen," rief er mit teuflischem Vergnügen, „um dem ewigen Singsang in deinem Häuschen ein Ende zu machen? Ist ja doch dort ein Lachen und Jubeln ohn' Ende! Doch, damit du siehst", fügte er noch hämischer hinzu, „daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merk' auf, was ich dir jetzt sage! Du weißt, ich esse gerne Kirschen und heute Abend habe ich große Gesellschaft. Bringst du mir nun diesen Kirschbaum hier, so wie er dasteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal', so daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können, so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst auch nebst all' den Deinigen frei sein. Ich habe bemerkt, daß du schon lange im

Stillen damit umgehst, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl, noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen!“ Mit diesen Worten entfernte sich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von ferne sein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung seines Befehls hoffen zu dürfen und übersah mit einem Blick das Elende seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen war unmöglich, und eben so unmöglich schien es ihm auch, je die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn, einmal im Schlosse drinnen bei dem Ritter, war sie verloren! Umsonst warf sich ihm Gundchen um den Hals; ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch seinen Jammer, und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende, die Steine hätten gerührt sein mögen! Da fiel das gute Gundchen auf die Kniee nieder und betete recht inbrünstig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und siehe, als sie so zu Gott flehte und die Anderen weinten, zuckt' es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windstoß fuhr durch die Gebüsche und aus der Tiefe der Erde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wehe, wehe! Seine Stunde hat geschlagen, dreimal Wehe!“ Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben von dannen, ihr Haar sträubte sich empor, nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn sie wußte nun gewiß, daß der Himmel sie nicht verlassen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur fühlte man, daß die Luft immer schwüler wurde und wirklich war ein Gewitter im Anzuge. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht, ihn selbst aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knieen liegen und andächtig beten sehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübschen Gundchens dazwischen, so war es doch nur in einem geistlichen Liede, sie hatte sich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geschlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand sich auch die Gesellschaft des Burgherren ein, die von der Jagd zurückkehrte, von Hörnerschall und Hundegebell begleitet. Nie war die Jagd noch so wild und grausam gewesen, wie heute; Hirsche und Hindinnen, Rehböcke und

Geisen waren zusammengeschossen und die Felder der Bauern schonungslos zertreten worden. Manche Leute glaubten beim Anblick des zurückkommenden Zuges, es gehe schon jetzt nicht mehr mit rechten Dingen zu, denn man zählte diesmal eine doppelt größere Meute von Hunden, als die Herren sonst mit sich zu führen pflegten, sogar auch wilde Thiere, wie z. B. Löwen und Tiger, wollte man darunter bemerkt haben. Da nun die Ritter ihre Jagdlust befriedigt hatten, setzten sie sich im Schlosse zum Gelage nieder, und nun wurde gesotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeschafft, nichtswürdiges Gesindel, das sich auf allen Jahrmärkten herumtrieb, manchen Burschen in's Sündengarn hineinlockte und manches Mädchen verführte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg, nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knappen und Knechte folgten ihrem Beispiele. Darum ward es auch Niemand von der Gesellschaft gewahr, daß das Gewitter vom Rheine her immer näher und näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben und Lärmen im Schlosse frecher und wilder, kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gäste unversucht. Besonders aber erregte es großes Gelächter', als der Burgherr die Geschichte vom Kirschbaum erzählte und mit lebendigen Farben die Seelenangst und das Entsetzen des Kaspars schilderte. Einige meinten, man solle doch nachsehen lassen, ob er noch nicht angespannt habe, um den bedungenen Nachtisch heraufzuführen; eine fürwitzige Dirne wollte sogar den Kopf zu einem Fenster hinausstrecken, aber da faßte der Wind die Flügel desselben und schlug sie mit solcher Heftigkeit zu, daß die Glasscherben im ganzen Saale herumflogen. Jetzt begann es doch Manchem unheimlich zu werden, aber Keiner vermochte sich von der Stelle zu bewegen und Jeder fühlte sich wie verzaubert in dem Saale festgebannt.

Plötzlich fing der Thurmwart aus allen Kräften an, Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Angesicht und der Nachricht herein, man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und sehe viele Lichter sich dort hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Festes sich aufmachen, als ein Windstoß alle Fenster auf einmal aufriß und alle Lichter wie mit einem Schlage ausgelöscht wurden. Während nun solcherweise im Saale dunkle Nacht herrschte, ward es außerhalb der Burg und im Thale drunten um so heller. Blitze kreuzten sich unaufhörlich nach allen Richtungen,

dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein und der heftigste Sturm, wie man noch keinen erlebt, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar von Weitem erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rosse ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorkamen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen, übrigens sahen sie ganz den Kirschen gleich. Englich gelang es den vielen Riesenarmen, den Baum mit sammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen, und nun schwang sich ein wie der arme Kaspar gekleideter Kutscher auf den Bock und voran ging's den Berg herauf in raschem Galopp. Der Burgherr zwang sich umsonst, zu lachen und seinen Genossen Muth einzuflößen, allein er brachte nur ein widriges Grinsen und unverständliches Gemurmel hervor. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Wipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So flog er immer näher, während es immer schrecklicher donnerte und blitzte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand zu leisten vermochte. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauste der Wagen endlich durch die weitgähnende Wand in den Saal und mitten unter die von Entsetzen halbtodten Gäste herein. Da stand der Baum wie ungefähr, wenn man ihn so vergleichen darf, ein großer Christbaum, mit Früchten und Lichtern übersäet, aber Niemand war so keck, sich Etwas von der Bescheerung zuzueignen. Der Kutscher aber rief mit donnernder Stimme: „Was zögert ihr denn? So greift doch zu!“ und die Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten die Herren und Damen, zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirschen zum Munde führte, verwandelte sich dieselbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löschen war und tief in das Herz und den Magen hinunterbrannte. Endlich riß der Kutscher selbst den Burgherrn zu sich auf den Bock hinauf, das Feuer bemächtigte sich des Gebälkes und der Dachsparren des Schlosses, der Boden öffnete sich mit einem weiten Klaff, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäste sanken in eine schwarze, bodenlose Tiefe hinab.

So erzählten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze gesehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß

zuführen und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es ist weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenaugen.

Als sich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknissen der Nacht erholten und ihre Blicke nach der Burg richteten, sahen sie weder Thürme noch Zinnen mehr, sondern bloß schwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporschlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar hingegen fanden sie an der Stelle, wo der schöne Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe schwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie besprengten deßhalb die Stätte mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie war jetzt natürlich seiner Leibeigenschaft los geworden und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackerer junger Nachbar sie als seine Hausfrau heimführte. Noch heute sind die Reste des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe, denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den näheren Weg einschlagen will, sieht man, namentlich an hohen Festtagen, den großen Baum mit den feuersprühenden Kirschen mitten über dem Gemäuer des Schlosses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der Münsterbau zu Aachen.

(Von Alfred Reumont.)

Ein Jeder hat sicherlich von Kaiser Karl und von seinem Münster in Aachen erzählen gehört. Die geschicktesten Meister und Werkleute wurden aus allen Gegenden des weiten Reichs herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen, welchen der fromme Herrscher an dem Ort, den er vor allen liebte, der Mutter des Heilandes zu widmen gedachte; die Paläste Welschlands mußten ihre Zierde hergeben, um das neue Gotteshaus, von waldbedeckten Hügeln umringt, würdig zu schmücken. Schon erhob sich die Kirche weit über die benachbarten Wohnungen, und schon berechnete man die Zeit, wo sie vollendet dastehen würde: da bemerkte man plötzlich mit großem Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Langwierige Kriege hatten den Schatz erschöpft, Niemand

wußte Rath. Schon waren eine Menge Arbeiter entlassen worden, und trauernd sahen die Bürger, wie immer weniger Hände sich regten, wie die Kalkgruben leer blieben, die großen Stämme und die schönen, mit so vielen Kosten hergeführten antiken Säulen unbenutzt da lagen, wie Kelle und Winkelmaß mit Staub bedeckt waren. Da erschien eines Morgens ein unbekannter Mann und verlangte zum Magistrat geführt zu werden. Nachdem man seinem Begehren gewillfahrt, erbot er sich das zum Bau nöthige Geld herbeizuschaffen. Die frommen Aachener hätten seine Füße geküßt, wenn er es gestattet. Mit tausend Danksagungen nahmen sie sein Anerbieten an und fragten, welche Sicherheit er verlange und welche Bedingung er in Betreff der Rückzahlung mache.

„Rückzahlung verlange ich gar nicht", war die Antwort, und die Rathsherren schlugen beinahe rücklings, denn eine solche Uneigennützigkeit war selbst in jenen, im Prozentrechnen weniger geübten, Zeiten etwas Unerhörtes. Aber ihr Erstaunen ward ganz anderer Art, als der räthselhafte Gast fortfuhr: „Zur einzigen Bedingung mache ich, daß die erste Seele, welche in die fertig gewordene Kirche eingeht, mein wird." — Da merkten die Herren, mit wem sie zu thun hatten — und ein Apage Sat . . . schwebte dem Gelehrtesten auf der Zunge, als die vernünftige Betrachtung, daß eine so schöne Gelegenheit, die Kirche ohne Schwierigkeit und ohne, daß man auf das Geld zu sehen brauche, zu vollenden, sich nicht leicht zum zweiten Male darbieten würde, ihren frommen Abscheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde, ohne eine Miene zu verändern, sah sie scharf an, und nachdem die Bestürzten die Antwort hervorgestottert, daß sie die Sache überlegen wollten, entfernte er sich mit der Bemerkung: er werde am folgenden Tage zurückkehren, um ihren Entschluß zu vernehmen.

Die Baulust scheint vor zehn Jahrhunderten den Aachenern im hohen Grade eigen gewesen zu sein, denn sie trug es über alle Gewissensscrupel davon. Der Pakt mit dem Ungenannten, aber nicht mehr Unbekannten, ward also eingegangen, und noch an demselben Tage strotzten alle Kassen von Gold. Da es mit dem üblichen Reichsgepräge versehen war, so scheute sich Niemand, davon anzunehmen; da es auf so leichte Weise erworben ward, so scheute sich auch Keiner, es ungehindert auszugeben, indem weder Kaiser noch Volk darunter litten. Rasch wurde die Arbeit gefördert, und bald wölbte sich die hohe Kuppel und das Münster war so weit vorgerückt, daß man an die Einweihung dachte. Nun aber war wieder guter Rath theuer, denn Keiner hatte Lust, der

Erste zu sein, der die verhängnißvolle Schwelle betrat. Der Fremde hatte sich nicht wieder blicken lassen, aber man zweifelte nicht daran, daß er sich seinen Lohn zur rechten Zeit holen werde. Da wurde denn von den geistlichen und weltlichen Machthabern von Neuem berathen, und endlich schien man ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, denn es ward angesagt, daß am Dreikönigsfeste — man schrieb damals das Jahr des Herrn 804 — die große Ceremonie Statt finden sollte, zu welcher Papst Leo selbst von Rom nach Aachen gekommen war.

Am Morgen Epiphaniä waren die Höfe und Säle der kaiserlichen Pfalz mit Tausenden gefüllt. Die hohe Geistlichkeit in prachtvollem Ornate und die Reichsfürsten in glänzendem Anzuge begaben sich hin, auch Karl hatte seine gewöhnliche einfache Kleidung abgelegt und erschien im Kaiser-Ornate. Auf dem Münsterplatze wogte das Gedränge des Volks, aber Jeder blieb dem großen Thore fern; nur ängstliche, scheue Blicke wurden dahingesandt, obgleich man nichts Fremdartiges dort bemerkte. Da nahte mit raschen Schritten ein Haufe bewaffneter Trabanten der Kirche, und als sie nur noch in geringer Entfernung vom Thore sich befanden, jagten sie einen großen, kurz vorher gefangenen Wolf in die Kirche hinein. Ein schreckliches Getöse erhob sich — wüthend und flammenspeiend schoß eine Teufelsgestalt auf das Thier zu und erwürgte es im Nu mit ihren scharfen Krallen.

Da entstand ein gewaltiger Jubel der zahlreich versammelten Menge, und im Augenblick, wo der Erzfeind sich mit der Seele des unglücklichen Wolfs, den man ihm statt der gehofften Menschenseele in den Rachen gejagt, unter fürchterlichem Geheul und Zähnefletschen empfahl, begannen die Glocken des Gotteshauses freudig zu läuten, und, vom Papst und 365 Bischöfen und Prälaten begleitet, zog Kaiser Karl feierlich und unter Absingung der kirchlichen Hymnen in den prachtvollen Tempel ein *).

Gela.

Eine historische Sage von Schreiber.

Adolph von Nassau, der die deutsche Königskrone mit mehr Ehre als Glück trug, lag verwundet im Frauenkloster Marienthal im Elsaß.

*) Noch liegt an dem Hauptthore der Kirche, welches den Namen Wolfsthüre führt, das steinerne Bild eines Wolfes.

Die Nonnen warteten sein treulich, aber die größte Sorgfalt bewies ihm eine junge, schöne Novizin, Gela mit Namen. Sie stammte aus dem Geschlecht der Herrn von Falkenstein, und war mehr aus Nachgiebigkeit gegen den Willen ihren Vaters, als aus Neigung in's Kloster gegangen. Adolph genaß allmählig, aber eine neue und gefährlichere Wunde hatten Gela's Reize seinem Herzen geschlagen. Sie war gleichfalls nicht unempfindlich gegen den König, wiewohl er bereits in der Reife des männlichen Alters stand; des Mannes hoher Muth und ritterlicher Sinn üben eine stärkere Gewalt über das weibliche Gemüth, als alle Schönheit der Gestalt. Gela entfloh mit ihm, als er das Kloster verließ, und Adolph brachte sie in die wilde, aber herrliche Gegend an der Lahn, wo die Trümmer einer alten Römerburg lagen. Auf diesen Ruinen ließ der König ein neues Schloß erbauen zur Wohnung für Gela, und nannte es Adolphseck. Hier in der Einsamkeit verlebte er die glücklichsten Stunden seines Lebens, denn Gela hing an ihm mit der reinsten, treuesten Zärtlichkeit und ihr kindlicher Sinn milderte immer mehr den Ungestüm seiner Gemüthsart. Von seinen Zügen und Reisen kehrte er jedes Mal mit neuer Sehnsucht in die stillen Schatten um Adolphseck, und gestand sich hier oft, daß ein Lächeln der Liebe mehr werth sei, als eine Königskrone. Aber wer eine solche aufsetzt, der geht eine Wette ein mit dem Schicksal und kann selten ungestraft zurücktreten. Dieß war auch Adolphs Fall, und seine Sterne neigten sich schnell zum Untergang. Der Bischof von Mainz, ein Vetter Adolphs aus dem Geschlechte der Edlen von Eppenstein, haßte den König und verhetzte gegen ihn den Herzog Albrecht von Oesterreich, dem er den deutschen Thron anbot. Albrecht kam mit großer Heeresmacht an den Rhein, und Adolph sammelte eilig die Schaaren der ihm treu gebliebenen Fürsten und zog jenem entgegen. Gela's Herz wurde von düsteren Ahnungen ergriffen, als die Abschiedsstunde sich näherte, und auch Adolph konnte sich derselben nicht erwehren. Es war an einem schwülen Sommerabend und die Liebenden saßen Hand in Hand an einem Waldbrünnlein unter alten Eichen. Nur dies Mal laß mich dich begleiten, sagte Gela mit thränendem Auge, nur dies Mal, denn entfernt von dir wird die Angst mich tödten. Adolph konnte sich nicht entschließen, ihre Bitte zu bewilligen und sprach ihr einigen Trost ein, der ihm selbst mangelte. Unterdessen war ein Gewitter heraufgezogen, ohne daß die Beiden es bemerkt hatten. Ein Blitz fuhr in ihrer Nähe nieder, begleitet von einem heftigen Donnerschlag, — Gela sank todtenbleich in Adolphs Arme

und er hatte Mühe, sie in die Burg zurückzuführen. Dort übergab er sie der Sorgfalt der Frauen. In diesem Augenblick schlug die Stunde des Abzugs und die Hörner ertönten in dem Burghof. Gela drückte das Antlitz in das Bettkissen und Adolph entfernte sich ohne Abschied, denn er fürchtete, ihre Kräfte möchten sie ganz verlassen.

Der König ging mit seinem Heer über den Rhein und nahm eine treffliche Stellung bei Göllheim. Eine Abtheilung seiner Krieger unter dem Grafen von Oettingen stand bei Asselheim und eine andere bei Oppenheim. Die Oestreicher zogen über die Aelbisheimer Höhe heran. Die Freunde Adolphs riethen ihm, der Schlacht auszuweichen, bis der Erzbischof von Trier mit seinen Reitergeschwadern angekommen sein würde; aber des Nassauers allzukühner Muth mochte keine Zögerung dulden, und sein Schicksal riß ihn hin. Mit wenigen Rittern sprengte er dem Feinde entgegen und forderte Albrechten zum Zweikampfe auf. Es kam zum Handgemenge zwischen wenigen und bald darauf zur allgemeinen Schlacht. Adolph ist immer in den Vorderreihen und sucht seinen Gegner auf; schon neigt sich der Sieg auf seine Seite, da mit einmal werden seine Begleiter von ihm getrennt und hundert Schwerter sind gegen sein Leben gezückt. Wüthend machen seine Getreuen sich wieder Bahn zu ihm; mit sieben und zwanzig Wunden bedeckt liegt er auf einem Knie und wehrt sich noch mit einer Hand. Seine Freunde legen ihn auf eine Tragbahre und bringen ihn in das Frauenkloster Rosenthal.

Adolph hatte immer ein weißes Windspiel um sich, welches ihn nie verließ. Auch im Getümmel der Schlacht war es ihm zur Seite und folgte ihm in das Kloster, und lief von da im schnellen Lauf nach Adolphseck. — Gela ging im Walde vor der Burg hin und her und gedachte des entfernten Geliebten. Ein freudiger Schauer durchbebte sie, als sie den Hund gewahrte, denn er pflegte immer die Nähe seines Herrn anzukündigen. Aber das Thier erhob ein ängstliches Gewinsel, als es sie erblickte, sprang auf sie zu, zerrte sie am Gewande, und sie folgte ihm fast unwillkürlich bis zum Kloster, wo Adolph lag; aber sie fand nur noch seinen Leichnam, denn der König war kurz vor ihrer Ankunft verschieden.

Gela beschloß, ihre ferneren Tage der Trauer um den gefallenen Helden zu weihen. Sie ließ ihm in der Kirche des Klosters Rosenthal, wo er begraben ward, ein Grabmal errichten und ein Kreuz auf die Stelle setzen, wo er unter den Streichen seiner Gegner gesunken war.

Dieses Kreuz steht noch heut zu Tage bei Göllheim und heißt das Königskreuz, so wie der Pfad, auf welchem Adolph in's Kloster getragen wurde, noch immer der Königspfad genannt wird. Sie selbst nahm im Kloster zu Rosenthal den Schleier, und in den Stunden der einsamen Mitternacht besuchte sie das Grab des Geliebten und betete für die Ruhe seiner Seele. Als später Adolphs Leichnam in den Königsdom zu Speier gebracht wurde, ließ man den Nonnen sein Herz zurück.

Albrechts Groll gegen den ritterlichen Helden war mit dem Fall desselben nicht erloschen. Er zerstörte Adolphseck, den stillen Sitz treuer Liebe, und traurig blickten die Trümmer von dem Felsenberg auf die Aar herab. Aber das Schicksal brachte sie, welche das Leben feindselig getrennt hatte, im Tode friedlich neben einander. Nachdem die Franzosen die Königsgräber im Dom zu Speier erbrochen und durchwühlt hatten, wurden Adolphs und Albrechts Gebeine in Einen Sarg gelegt, und ihre Schatten haben später Karl von Oestreich und Henriette von Nassau durch den schönen Bund der Herzen versöhnt.

Der St. Hubertusbrunnen.

(Legende.)

In grauer Vorzeit herrschte einst ein sehr reicher Graf, Namens Hugo, der viele Burgen, Güter und Städte besaß und bei allen Regenten und Herren der Christenheit in hohen Ehren stand. Seine Gemahlin war ein Wunder von Schönheit und Zucht; aber so brünstig sie auch Gott um Kinder bat, wurde sie doch damit nicht erfreut. Darüber härmte sich der Graf Tag und Nacht und sein Gemüth ward endlich so traurig, daß er alle menschlichen Herrlichkeiten und Vergnügungen haßte und von keiner Freude mehr hören wollte, einzig die Jagd ausgenommen, deren wildes Gelärm noch zuweilen seinen Gram übertäubte und die er daher fast täglich in seinen Forsten trieb.

Einst zog er mit einer großen Jägerschaar durch den Wald. Man jagte eine Menge Hochwild auf und Jeder suchte seine ausersehene Beute so geschwind als möglich zu ereilen. Graf Hugo sprengte mit seinem vogelschnellen Roß einem schönen Hirsche von besonderer Größe nach, dessen Flucht ihn bald seitwärts von dem Jagdgefolge ab und so weit nach der Tiefe des Waldes zog, daß er endlich anhalten mußte, um sich

ein Zeichen zu machen und dadurch die Rückkehr zu seinen Begleitern zu sichern.

Da gewahrte der Graf ein junges Bauernweib, das über dem Holzlesen ermüdet war und wenige Schritte von ihm auf einem Wildpfad im Grase sanft schlief. In ihren Armen lag ein holdes Knäblein und blickte auch manchmal ganz munter nach dem Reiter auf und lächelte ihn an. Aber der Graf ward über die Betrachtung dieses Knaben sehr traurig, wandte sein Angesicht weg und ritt vorüber, indem er ausrief: „Ach, wie viel tausend Mal glücklicher ist doch diese arme Frau in ihren elenden Lumpen, als ich mit all' meinem Prunk und Ueberflusse, da sich ihr Herz eines so schönen Söhnleins erfreuen mag!" Hiermit wollte er sein Roß von Neuem zur wilden Jagd antreiben, allein er fühlte neue Sehnsucht, das schöne Knäblein noch einmal zu sehen, und ritt daher wieder zu der schlafenden Frau zurück. Diese erwachte jetzt von dem Geräusche, schrie und fürchtete, es möchte ihr oder dem Kinde Leides geschehen. Da stieg der Graf von seinem Rosse, tröstete sie und sprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dein gnädiger und günstiger Herr, der Graf Hugo, und weil ich sehe, daß du in großer Armuth leben mußt mit deinem schönen Kindlein, so soll es von nun an euch beiden wohlgehen euer Leben lang." Hiermit zog er einen überaus köstlichen Ring vom Finger und schenkte ihn der Frau mit den Worten: „Nimm dieses Kleinod und thue dir mit deinen Hausgenossen gütlich und kaufet euch Felder und Wiesen, bis ihr genug habt. Doch ermahne ich dich, daß du dabei Gottes und meiner nicht vergessest, sondern fleißig für mich und meine Ehefrau beten mögest, damit auch Gott uns segne. Und wann dein Knäblein erwachsen sein wird, sollst du mir es bringen, denn ich will für seine Nahrung und Aufnahme unter mein Jagdgesinde sorgen, also daß ein stattlicher Jägersmann aus ihm werden soll."

Ueber diese frohe Kunde fing die arme Frau vor Freuden an zu weinen und lief eilends nach Hause, um ihrem Manne Alles zu sagen.

Graf Hugo ritt hierauf nach der Gegend hin, wo er wieder zu seinem Gefolge zu gelangen hoffte; allein nach mehreren Stunden hatte er noch keine Spur von demselben gefunden, wußte nicht mehr, wo er selber war und fühlte in allen Gliedern eine ungewöhnliche Schläfrigkeit. Daher band er das Roß an einen Baum und legte sich im Schatten eines überhangenden Felsens nieder, um ein wenig zu ruhen. Kaum war er in etwas eingeschlummert, als ihm träumte, der heilige Hubertus stehe vor seinem Lager mit Spieß, Pfeil und Bogen bewaffnet, und rede ihn

freundlich folgendergestalt an: „Hugo, dieweil du dich fromm vor Gott bezeigt hast, so hat Er dein Gebet erhört: deine Hausfrau wird ein schönes Töchterlein gebären und es soll Maria heißen.“ Hierauf kam es dem Grafen vor, als verschlösse der Heilige etwas in den Felsen, der sich vor seinem Befehle willig auf- und wieder zuthat. Auch faßte er zuletzt seinen Spieß wie einen Schreibstift und zeichnete an die glatte Steinwand schöne, goldene Striche, woraus endlich der Umriß einer wunderherrlichen Jungfrau entstand, welches Alles der Graf mit höchstem Erstaunen ansah. Aber Hubertus wandte sich darauf wieder zu ihm und sagte: „Damit dir nun offenbar werde, daß dein Traum, welchen du weder deinem Weibe noch Kinde jemals verrathen sollst, nicht leer, sondern von göttlicher Art sei, so will ich dir ein Zeichen machen und einen köstlichen Brunnen hier stiften, wo zuvor keiner gewesen. Nun sollst du aber künftig eine Stunde rings um ihn her nicht mehr jagen, hetzen und stellen, sondern alles Wild in diesem Bezirke schonen und mir hegen und heilig halten. Und das Wasser dieser Quelle wird überaus köstlich sein und gesünder, als alle Brunnen weit umher. Es wird auch gar vielerlei bösen Zauber auflösen, aber wenn zwei gute Freunde einen Becher aus der Quelle unter sich theilen, so werden sie einander treu sein bis in den Tod.“ Da stieß der Heilige seinen goldenen Spieß dreimal in das Gras und verschwand. — Graf Hugo erwachte gleich darauf, verwunderte sich über den schönen Traum und schaute neugierig nach dem Bilde der Jungfrau an der Felsenwand. Doch er bemerkte dort Nichts mehr von den goldenen Zügen, sondern der Felsen war an jener Stelle nur mit einem lustigen, grünen Moose überwachsen. Aber im Emporschwingen sah er mit Erstaunen, daß vor seinen Füßen ein herrlicher Quell langsam aus der Erde hervortrat. Er war anzusehen, wie ein breites Silberband, und indem sein glänzendes Wasser sich langsam durch das Gras fortwälzte, drückte es für sich selbst zwei sanftgekrümmte Ufer in den Boden ein, als wäre es so schwer und gediegen, wie fließendes Silber; der Graf sah vor seinen Augen die anmuthigsten blauen Blümlein aufsprießen. Er folgte dem Laufe des Quells mit heiligem Grauen bis zum nahen Bache, wo derselbe sich mit dem gemeinen Wasser, wie mit seines Gleichen, vermischte und weiter floß.

Indem der Graf dieser Begebenheit weiter nachdachte, erschien von allen Seiten sein Jagdgefolge; sie hatten ihren Herrn lange gesucht und freuten sich, ihn hier so fröhlich und wohlgemuth anzutreffen. Er zeigte ihnen darauf den vortrefflichen Brunnen, den er hier entdeckt habe, und

Niemand konnte sich eines so reichen klaren Quells in dieser Gegend erinnern. „Nun wohlan,“ sagte Hugo, „so segne uns Gott den ersten Trunk aus diesem Quell, der forthin der Hubertusborn heißen soll, weil wir ihn auf der Jagd entdeckt haben.“ Damit schöpften Alle ihre Kürbisflaschen voll, erhoben ein freudiges Jubelgeschrei und tranken, worauf sie sich so gestärkt und neubelebt fühlten, daß sie die labende Kühlung und Reinheit des Quells nicht genug loben konnten. Auch nahm der Graf eine Flasche voll zu sich, um zu Hause seiner Gemahlin daraus Bescheid zu thun, welche dann das Wasser ebenfalls sehr köstlich fand.

Gar bald zeigte sich auch die Erfüllung Dessen, was St. Hubertus verheißen hatte. Denn nach Jahresfrist kam die Gräfin mit einem Töchterlein nieder, welches man Maria nannte und welches gar schnell und freudig zu einer ausnehmend schönen Jungfrau heranwuchs, so daß die Eltern über sein gutes Gedeihen unaussprechliche Freude empfanden, und wegen seiner Schönheit von allen Fürsten und Herren weit und breit beneidet wurden. — Aber Graf Hugo vergaß über seinem Glücke nicht, was St. Hubertus ihm befohlen hatte, sondern gebot in seiner ganzen Grafschaft, daß man Frieden um den Brunnen halten sollte, und ließ überall, eine Stunde weit von demselben in der Runde, Hegepfähle aufstellen, so daß alles Wild in diesem Bezirk eine Freistätte fand und von keinem Jäger verfolgt oder erlegt werden durfte. Daher war der gehegte Raum bald ein überaus lustiger Aufenthalt, das Wild scheute innerhalb desselben keinen Menschen und die Vögel bauten dort am liebsten ihre Nester und sangen nach Herzenslust. Weil nun die ganze Wildniß dem Grafen eigen war, so wurden auch dessen arme Unterthanen, die in jener Gegend wohnten, gar froh über diese Hege, denn das Wild that plötzlich, als wäre es in die Hege gebannt, und verlangte nicht mehr, ihre Saatäckerlein abzuweiden, sondern blieb lieber auf seinen sichern Waldhuten, da ihm draußen überall die Jäger auflauerten. Der Graf aber befriedigte seine Jagdlust in andern Wäldern.

Er nahm auch das Knäblein, dessen Mutter er einst im Walde seinen Ring geschenkt hatte, bald zu sich, und es erwuchs daraus ein so treuer und kühner Knabe, daß ihn Hugo zum Diener seiner Tochter und zu seinem Leibjäger machte, und diesem getreuen Jüngling, Moderus genannt, unter allen Dienern seine Gunst am meisten zuwandte.

Die Sage vom Bischof Udo.

Unterschiedliche Scribenten melden von einem Magdeburgischen Erzbischof, Namens Udo, welcher zur Zeit Kaiser Ottonis des III. gelebet, so sich Anno 985 eine schreckliche Geschichte mit ihm begeben haben soll.*)

Derselbe war Anfangs ein recht dummer Kopf, in den gar nichts zu bringen war, wurde aber hernach ein hochgelehrter Mann und endlich gar Erzbischof zu Magdeburg, ungeachtet er von gar schlechtem Herkommen war. Als er nun zum Erzbisthum eingekleidet und wirklich eingesetzt war, veränderte er sich gar sehr, daß nichts Geistliches an ihm weiter zu finden, als der Habit; Herz und Leben war mehr als weltlich, indem er die geistlichen Güter verschwendete, nicht allein mit weltlichen Weibspersonen zu thun hatte, sondern auch mit Nonnen verbotene, unreine Lust pflegete. Als er sich nun einsten in einer Nacht bei einer Abtissin befand und bei ihr fröhlich war, hörete er diese schreckliche Stimme: „Cessa de ludo, lusisti nam satis Udo!“**) Welches er in ein Gelächter schlug und für eine Vexirerei eines Andern annahm. Fuhr also immer in seiner Sündenlust fort, bis eben solche Stimme die andere und dritte Nacht wiederholet wurde, darüber er zwar in etwas erschrack, daß er auch zu seufzen anfing, aber doch keine rechte Reue bei sich empfand, sondern seine Buße ferner von einem Tag auf den andern aufschob.

Nach drei Monaten aber geschah es, daß ein frommer Domherr zu Mitternacht aufstand und nach seiner Gewohnheit in die Moritz-Kirche (der Dom) zu Magdeburg ging, zu beten. Daselbst erhob sich ein plötzlicher Wind, welcher alle Lampen in der Kirche auslöschte, darüber er so erschrack, daß er nicht von der Stelle gehen konnte. Bald kamen zwei Jünglinge mit zweien Wachskerzen und traten an die Ecken des

---

*) Im Chor vor'm hohen Altare der Domkirche zu Magdeburg, meldet eine andere Chronik, hat man immer noch einen runden, weißen Marmelstein gesehen, so an einem Orte etwas roth gefärbt, auf diesem Steine soll Udo hingerichtet worden sein. Der in der Domkirche in der Mauritiusnacht schlafende Canonikus Friedrich soll es gesehen haben.

**) Deutsch: „Udo, laß ab von deinem Spiel,
Du hast's getrieben allzuviel!“
Noch in selbiger Nacht hat Udo im Cistercienser-Kloster Lilienthal zugebracht, wo ihn zuvor obige Stimme gewarnt.

Altares, denen zwei andere folgten, deren der eine einen kostbaren Teppich vor den Altar auf die Erde legte, der andere zwei Stühle darauf setzte.

Darauf kam wieder ein Anderer, der sich mit einem bloßen Schwert mitten in die Kirche stellte und mit lauter Stimme rief:

„Alle Heiligen, die in dieser Kirche liegen, stehet auf und kommet zum Gerichte Gottes!"

Worauf viele Manns- und Weibspersonen in glänzender Gestalt erschienen, etliche als Geistliche, etliche als Soldaten. Diese alle gingen in das Chor und stellten sich in eine Ordnung. Hernach kamen zwölf angesehene Männer, welche einen unter sich hatten, der wie die Sonne glänzte und auf seinem Haupte eine Krone und in der Hand einen Scepter trug, welches Christus war mit seinen Aposteln, der sich auch auf den Stuhl setzte. Und nachdem sich die heilige Maria mit vielen Jungfrauen auch eingefunden, kam zuletzt der heilige Mauritius als Kirchenpatron mit seinen 6666 Soldaten, und betete den Herrn an und sagte: „Du gerechter Richter und Schöpfer aller Dinge, halte Gericht!"

Darauf ward der Befehl, daß man den Udo holen sollte. Alsbald lief einer hin und holte ihn aus der Abtissin Zimmer, welchen der heilige Mauritius also anklagte:

„Mein Herr Richter, siehe dieser Udo, der nicht ein Bischof, sondern ein Wolf, nicht ein Hirte, sondern ein Räuber und Zerreißer deiner Heerde ist, hat sich gar sehr ungebührlich in seinem Amte gehalten, indem er die Kirchengüter übel anworden und mit allerhand Weibspersonen sündliche Lust gepflogen. Darum richte über ihn du gerechter Richter!"

Worauf der Herr die Heiligen ansahe und fragte, was sie dächten? Dem der Jüngling mit dem Schwert mit lauter Stimme antwortete: „Er ist des Todes schuldig!"

Da denn weiter alle gegenwärtige Heiligen zusammentraten und sich berathschlagten, was er für einen Tod leiden sollte? Und war der richterliche Ausspruch: „Der soll seinen Kopf hergeben, der seine Zeit ohne Kopf und Nachdenken in Sünden zugebracht!" Worauf ihn der Jüngling mit dem Schwert enthauptete, und alle Heiligen verschwanden.

Der obige Domherr Friedrich aber, der jetzo plötzlich erwachte und nun wirklich Alles mit sichtlichen Augen sahe, ging in eine Gruft und zündete die ausgelöschten Lampen wieder an und schloß alle Kirchthüren zu, und nahm das ganze Domkapitel mit in die Kirche, erzählete und

wies, was vorgegangen, indem das Haupt und der Körper des Udo weit von einander abgesondert, wahrhaftig in der Kirche lagen.

Eben denselben Tag kam ein Geistlicher, Namens Bruno, der in des Erzbischofs Verrichtungen weggewesen war, wieder nach Hause, der sich aber, weil er sich des Schlafs nicht erwehren konnte, unter einen Baum legte und das Pferd an seinen Arm band.

Dem kam im Schlafe vor, wie ein großer Schwarm Teufel mit Trommeln und Pfeifen dahin käme und ihrem Obersten einen Stuhl aufbauten, daß er sich darauf setzte. Bald kam von ferne ein anderer Schwarm Teufel mit Lachen und Kikern, unter welchen etliche schrieen: „Machet Raum, machet Raum, unser lieber Herr Udo kömmt!"

Worauf diese Teufelstrabanten die arme Seele des Udo mit Worten empfingen: „Willkommen du lieber und getreuer Vermehrer meines Reichs! Siehe, ich bin bereit, dir und allen unsern guten Freunden zu vergelten, was ihr verdienet!"

Und als der Udo verstummte, sagte der Satan weiter zu seinen Beisitzern:

„Dieser unser lieber Getreuer hat sich müde gegangen, wir wollen ihn wieder erquicken, d'rum gebt ihm zu essen!"

Als nun Udo zitterte und seinen Kopf hin und wieder wandte, zwangen ihn die höllischen Diener, Kröten und Schlangen zu fressen, und gossen ihm Schwefel und Pech in den Hals. Weil er nun noch nicht redete, befahl der Satan, ihn zu Bette zu bringen, da er zu einem Brunnen gebracht wurde, aus dem, da der Deckel weggethan wurde, die Feuerflammen bis an den Himmel fuhren, in welchen er mit Gewalt geschmissen wurde. Indem dieses Alles also vergehet, wies der Teufel auf den Geistlichen und sagte:

„Laßt mir den nicht entlaufen, der uns zusieht, weil er alle Zeit um Udo's Leichtfertigkeit gewußt und solche befördert und vertheidigt hat!"

Weil ihn nun auf dieses Wort die Teufel zu fangen trachteten, suchte er auszureißen und wachte auf, und war von Erschreckniß im Traum ganz grau worden.

Fr. Stahmann.

Der Waffenbruder des heiligen Jakob.

(Eine spanische Legende.)

(Ausnahmsweise wurde diese schöne Sage auch aufgenommen.)

Der große Krieg Ferdinands und Isabellens gegen die Mauren war durch die Einnahme von Granada beendigt, und die Straßen Spaniens, wo bis dahin so viele Bataillone in guter Ordnung marschirt waren, sahen jetzt nur noch verabschiedete Krieger ziehen, die theils einige Ueberreste von Beute mit sich nahmen, theils statt jedes Siegeszeichens mit ihrer alten zerrissenen Uniform in ihre Heimath zurückkehrten.

Unter denen, welche am tapfersten unter den Fahnen Kastiliens und Leons gekämpft hatten, aber unter den gemeinen Streitern und nur von einigen eben so frommen als tapfern Anführern erkannt, befand sich auch der große Apostel Spaniens, der ritterliche Heilige Jakob, der seit sechs Jahrhunderten jedesmal vom Himmel herabkam, wenn das Kreuz gegen den Halbmond focht; nach dem Siege aber überließ er, zufrieden mit einigen in den Kapellen ihm zu Ehren verbrannten Kerzen, wie ein gemeiner Soldat dem Offizier seinen ganzen Antheil von weltlichem Ruhme, um in den Himmel zurückzukehren. Jetzt, als er den König Boabdil weinend hatte Abschied von seinem Reiche nehmen sehen, glaubte der heilige Jakob, es werde dieß wohl sein letzter Feldzug gegen die Mauren gewesen sein und entschloß sich deßhalb, seinen Aufenthalt auf der Erde ein wenig zu verlängern, nicht um sich in den eroberten Palästen zu zeigen oder den Festen unter den Schaaren der Höflinge beizuwohnen, sondern um einigen der unbekannten Helden zu folgen, welche lustig und guter Dinge heimkehrten, um die Niederlage der Mauren in ihrem Geburtsorte zu erzählen. Einer dieser Soldaten hatte ihn schon mehrmals durch seine Streiche und sein joviales Wesen unterhalten. „Ich will ihn prüfen," dachte er bei sich, „und wenn er wirklich ein gutes Herz hat, etwas für ihn thun."

Von Tage zu Tage verminderte sich die Zahl der rückkehrenden Krieger, denn einer nach dem andern erreichte seine Heimath. Pedrillo Gozar, der von dem heiligen Jakob bemerkt worden, war noch allein übrig. Erst jetzt dachte er daran, sich umzusehen, ob er den Kirchthurm seiner Heimath noch nicht bemerke, zumal er an keiner Schenke vorbeigegangen war und oft noch für seine Kameraden bezahlt hatte. Es blieben ihm nur noch vier Maravedis und ein Brod übrig. „Alles, was

ich jetzt von dem heiligen Jakob erbitte," sagte er vor sich hin, „ist, auf dem kürzesten Wege zu dem Herrn Andrea Scribano y Gozar, meinem würdigen Herrn Vater, zu gelangen, den ich wahrscheinlich so geizig wiederfinde, als ich ihn verlassen habe, der mich, nicht ganz mit Unrecht, als verlornen Sohn behandeln, aber, trotz seiner hohen Ehrfurcht vor der Bibel, sich wohl hüten wird, bei meiner Ankunft ein fettes Kalb zu schlachten.

Während er dieß dachte, ging er gemächlich dahin und sah an einem Graben einen Invaliden sitzen, der ihm einen alten verrosteten Helm entgegenhielt. „Ach," dachte Pedrillo, „da ist ein Kamerad in noch schlechteren Umständen; er hat ein Bein verloren und muß betteln. Da mein Tapferer!" Und er gab ihm zwei Maravedis und die Hälfte seines Brodes. Der Invalid dankte ihm und wünschte ihm eine glückliche Reise. Dreihundert Schritte weiter hin traf Pedrillo noch einen Invaliden in demselben Zustande und derselben Stellung; diesem fehlte das linke Bein, wie jenem das rechte. „Beim heiligen Jakob!" dachte Pedrillo, „die Beine sind auf diesem Wege selten, wie es scheint, und ich kann mich glücklich schätzen, meine beiden wohlerhalten zurückzubringen." „Da, mein Tapferer!" Er gab ihm nur einen Maravedi, weil ihm nur noch einer übrig blieb, und theilte die zweite Hälfte seines Brodes mit ihm. Der zweite Invalide dankte ihm wie der erste und wünschte ihm eine glückliche Reise. Einige hundert Schritte weiter bemerkte Pedrillo ein Haus, und der grüne Buchsbaumzweig, als Wirthshausschild davor, erinnerte ihn daran, daß er Durst habe; er wollte bereits den Wirth rufen, als er an der Thür wieder einem Soldaten begegnete, der ihn um eine Gabe bat. „Geben?" entgegnete Pedrillo; „beim heiligen Jakob, du kommst zu spät, Kamerad. Obgleich du deine beiden Beine noch hast, wie ich, so sind dir doch zwei Lahme zuvorgekommen, mit denen ich so brüderlich getheilt habe, daß ich nur das Viertel von meinem Brode und einen Maravedi noch besitze. Setzen wir uns zusammen auf die Steinbank da, und frühstücken wir, wenn man mit dem, was mir noch übrig geblieben ist, frühstücken kann."

Sie frühstückten, und nach Beendigung und Bezahlung des Frühstückes sagte Pedrillo zu seinem neuen Kameraden: „Jetzt, Bruder, wollen wir, wenn du so reich bist wie ich, den heiligen Jakob bitten, uns zum Mittag einen guten Christen zuzuführen, denn wir müssen betteln, wenn der Appetit wieder kommt."

— „Sei ruhig,“ sagte der andere; „ich besitze ein Geheimniß, das uns nicht Noth leiden lassen wird.“

„Wie?“ fragte Pedrillo, indem er sich lang aufrichtete; „wolltest du ein wenig auf Plünderung ausgehen? Ich bin dabei.“

— „Nein, Kamerad, laß deinen schlechten Meinungen nicht so schnell den Zügel schießen; ich besitze ein Geheimniß, alle Arten Krankheiten zu heilen.“

„Ach, du willst den Marktschreier spielen; auch dabei bin ich — ich kann vortrefflich lügen, ohne eine Miene dabei zu verziehen.“

— „Pfui. Ich will sogar dieses Uebel heilen.“

„Dann wirst du ein großer Arzt sein.“

Der Kamerad Pedrillo's runzelte die Stirn und las ihm so häufig die Moral, daß Pedrillo bisweilen glaubte, mit einem Mönche in Soldatenkleidung zu reisen. Er stellte sich sogleich belehrt und führte dadurch schnell das Ende der Predigt herbei — das wollte er. Das Gespräch kam auf etwas Anderes, als sie um drei Uhr Nachmittags vor ein Bauernhaus gelangten und in demselben Schmerzenstöne hörten. „Hier ist Jemand krank; wir können hineingehen,“ sagte der Reisegefährte Pedrillo's. Sie gingen hinein in das Haus und sahen wirklich einen armen Mann auf dem Sterbebette liegen, neben dem die Frau heiße Thränen weinte. „Weine nicht mehr,“ sagte der heilkundige Soldat; „ich verspreche, den Sterbenden wieder herzustellen.“ — „Mohrenelement!“ dachte Pedrillo, „mein Quacksalber fängt seine erste Laufbahn sehr ungeschickt an, denn sein erster Kranker lebt gewiß keine Stunde mehr, und wir haben von Glück zu sagen, wenn man uns das unnütze Rezept bezahlt.“ Der Soldat nahm indeß aus seiner Tasche eine Salbe, ließ sie am Feuer erweichen und rieb dann damit die Stirn des Kranken, der sich plötzlich erleichtert fühlte, sich im Bette aufsetzte und zu essen verlangte, so schnell ging die Besserung und Genesung von statten. — „Man stecke uns eine gute Hammelkeule an den Spieß!“ sagte Pedrillo, um auch etwas mit anzuordnen. „Sachte, Kamerad, so behandelt man die Genesenden nicht!“ sagte der Andere und ordnete strenge Diät für den Kranken an.

Die Familie war außer sich vor Freude; man setzte dem Arzte und dem Reisegefährten desselben das Beste im Hause vor und bot ihnen noch einen Hammel zum Mitnehmen an. „Beim heiligen Jakob,“ sagte Pedrillo, „es wäre uns eine Bezahlung in Baarem lieber gewesen, doch nehmen wir, was man uns bietet.“

— „Du sprichst bisweilen vor der Zeit," fiel ihm sein Kamerad in's Wort; „ich wollte es ausschlagen, indeß wollen wir den Hammel nehmen, wenn du ihn tragen willst."

„Natürlich," entgegnete Pedrillo. Er nahm dabei den Hammel auf die Schultern und gedachte, ihn an den ersten Fleischer zu verkaufen, dem er begegnen würde.

Der Weg dehnte sich sehr; nirgends war ein Wirthshaus, nirgends ein Dorf und folglich auch kein Fleischer zu sehen, der Pedrillo von dem Schöps befreit hätte, den er anfing, etwas schwer zu finden. Sie ruhten unter Bäumen aus, und da der Appetit sich bereits wieder einstellte, schlug Pedrillo vor, um seinen Magen zu beschwichtigen und seine Schultern zu erleichtern, den Hammel zu schlachten. Sein Kamerad sagte nicht: nein. Zwei Soldaten haben unter freiem Himmel bald eine Küche gemacht. Nach einer Stunde schon stack der abgezogene Hammel an einem Spieße. Während ihn Pedrillo jeden Augenblick drehte und wendete, damit jede Seite gut werde, meinte er, wenn er auch in der Heilkunst nicht so stark sei, als „gewisse Personen", so suche er doch in der Kochkunst seines Gleichen. — „Nun," entgegnete der, auf welchen die Anspielung ging, „so beschäftige dich mit deiner angenehmen Kunst, ich will unterdeß sehen, ob sich nicht ein Nachtlager nach dem Essen finden läßt, entweder unter dichtbelaubteren Bäumen oder in einer Höhle, Ich hoffe, du wirst auf mich warten und den Hammel ohne mich nicht anschneiden."

— „Der heilige Jakob bewahre mich davor! Für was hältst du mich? Ich verspreche dir, den Braten vor deiner Rückkehr nicht anzurühren."

Als nach einer halben Stunde der Hammel gar und schön gebräunt war, sah ihn Pedrillo mit begehrlichen Augen an. Sein Kamerad kam noch immer nicht. „Wer nicht da ist, hat den Schaden," dachte er. Ich habe ihm zwar versprochen, zu warten, aber doch nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß er keine Ewigkeit bleibe. Uebrigens wird er es auch nicht sehen . ." Und er machte den Bauch auf, um die beiden Nieren herauszunehmen, die er eine nach der andern aß. Er wischte sich noch den Mund ab, als sein Kamerad zurückkam. „Geschwind, setze dich," rief ihm Pedrillo entgegen. „Was hast du gefunden?"

„Eine allerliebste Höhle."

— „Du bist ein vortrefflicher Quartiermeister, Kamerad. Nun aber setzen wir uns und essen, damit wir um so besser schlafen. Ich

will dein Verschneider sein; welches Stück möchtest du haben?" „Wir wollen zuerst die Nieren essen, Kamerad; ich ziehe sie Allem vor."

Pedrillo biß sich in die Lippen und fing an, am ganzen Rückgrathe des Hammels hin nach den Nieren zu suchen. Endlich sagte er: „Es sind keine Nieren da."

— „Wo sind sie denn sonst?"

„Wo sie sind? Wie kann ich das wissen? Ach, wir Dummköpfe! Wir können lange nach den Nieren bei einem Hammel suchen. Ein Hammel hat ja gar keine Nieren."

— „Warum sollte er denn keine Nieren haben?"

„Warum? — weil, ja wahrhaftig, ich weiß keinen Grund dazu, weil, ja weil er keine hat."

— „Aber alle andern Thiere haben doch Nieren."

„Weil sie dergleichen haben. Warum haben sie Nieren und die Hämmel nicht? Weil. Das ist klar; überlege dir es nur recht, Kamerad, und du wirst einsehen, es wäre ganz verkehrt, wenn ein Hammel Nieren hätte. Soll ich dir ein anderes Stück abschneiden?"

— „Es bleibt mir ja keine Wahl."

Der Kamerad Pedrillos erhielt also keine Niere, und Pedrillo nöthigte ihn, doch zu gestehen, recht gut gegessen zu haben. Dann schliefen sie, und den andern Morgen brachen sie wieder auf, als sie das, was vom Hammel übrig geblieben war, verzehrt hatten.

Sie kamen durch eine Stadt. „Hier, Kamerad," sagte Pedrillo, „läßt sich mit deiner Salbe etwas verdienen, denn hier wird man nicht mit Hammeln, sondern mit guten Dublonen bezahlen. Einige gute Kuren und wir sind reiche Leute."

— „Unglücklicherweise," entgegnete der heilkundige Soldat, „habe ich dem, welcher mir dies Geheimniß mittheilte, versprochen, von den Kranken weder Silber noch Gold anzunehmen. Ich glaubte, dieß dir bereits gesagt zu haben."

„Ein solches Versprechen muß man halten. Nimm du Nichts an; ich aber versündige mich nicht und werde Alles annehmen, was man uns bietet, und dann theilen wir brüderlich. Das ist der Nutzen unserer Verbindung. Ohne mich würdest du den Krieg . . ., wollte ich sagen, die Arzneikunde auf deine Kosten ausüben, was seit dem heiligen Lukas nicht geschehen ist . ."

— „Nichts Böses von dem heiligen Lukas! Von ihm ist meine wunderbare Salbe."

„Von dem heiligen Lukas? Er ist der größte Heilige — nach dem heiligen Jakob gewiß, dem wir die Einnahme von Granada verdanken. Ich verspreche ihm eine Kerze."

— „Schmeichler!" sagte halblaut der Kamerad Pedrillos und ließ unter Trompetenschall in der Stadt bekannt machen, der Besitzer einer Panacee biete den Kranken seine Dienste an. Die Kranken eilten auf den Marktplatz, wo die beiden Wanderer ihre Bude aufgeschlagen hatten. Man achtete nicht auf ihren nicht im besten Zustande befindlichen Anzug, denn damals gingen häufig, wie noch heute, wenigstens in Spanien, die wahren Gelehrten in Lumpen. Pedrillo hielt, während sein Begleiter die Wunderkuren verrichtete, seinen Helm hin, und es regnete Dublonen hinein. Abends reisten sie mit einem so schweren Geldsacke fort, daß der starke Pedrillo daran zu tragen hatte; es war aber auch Zeit, daß sie sich aus dem Staube machten, denn die Aerzte und Apotheker hatten sie bei der Polizei als Pfuscher, als Verächter und Herabwürdiger der Universitäten und Fakultäten, Akademieen und Diplome angegeben.

Sie kehrten in einer kleinen Venta ein, und der Wirth hielt sie wegen des schweren Sackes mit Dublonen für Trödler, die altes Eisen zusammenkauften. Pedrillo bestellte eine gute Mahlzeit, trank einige Gläser guten Malaga dazu und sprach von diesem und jenem, bis endlich sein Begleiter sagte: „Ehe wir unser Geld anwenden, wollen wir es theilen."

„Das ist billig," antwortete Pedrillo.

Der Kamerad machte drei gleiche Theile davon.

„Warum denn drei Theile? Du und ich — das sind doch nur zwei, wie mir däucht."

— „Keineswegs, wir sind unsrer drei: du, ich und derjenige, welcher die Nieren des Hammels gegessen hat."

„Ah, dann bekomme ich zwei Theile; denn derjenige bin ich."

— „Du scherzest; du behauptest ja, die Hammel hätten keine Nieren."

„Alle Thiere, auch die Hammel haben Nieren. Uebrigens habe ich bereits dem heiligen Lukas eine Kerze versprochen; eine andere verspreche ich dem heiligen Jakob."

— „Ich werde dir alle drei Theile geben, aber ich muß dich nun verlassen. Wegen der Kerze aber, die du dem heiligen Jakob versprachst, will ich dir noch ein Geschenk machen. Tauschen wir die Tornister aus. Der meinige hat dem heiligen Jakob gehört und besitzt die wunderbare

Eigenschaft, daß sich Alles darin befindet, was man hinein wünscht.“ — „Großen Dank, Kamerad; wer bist du denn eigentlich?“ fragte Pedrillo, als er sich aber umdrehte, um seinen Tornister von der Wand zu nehmen, war der Kamerad verschwunden und hatte seinen Tornister zurückgelassen. Man hat bereits errathen, daß der Reisegefährte Pedrillos Niemand anders war, als der heilige Jakob selbst.

Pedrillo Gozar war als ächter Spanier an Wunder gewöhnt; dieß setzte ihn nicht mehr in Erstaunen, als ein anderes, und er erfreute sich daran, nachdem er den Werth für zwei große Wachskerzen für den heiligen Lukas und Jakob dem ersten besten Priester übergeben hatte, dem er auf dem Wege begegnete. Aber sein Geld war bald verthan, und es blieb ihm endlich nichts mehr übrig, als der Tornister, welchen er auf seinen vielfachen Wanderungen von einem Wirthshause zu dem andern fast vergessen hatte.

Eines Tages, als er nur noch vier Maravedi besaß, wurde er durch einen köstlichen Geruch aus der Küche eines Wirthshauses angezogen. Zwei Truthähne brieten brüderlich an einem Spieße und sollten den Tisch bei einer Hochzeit schmücken. Der Wunsch der Hochzeitsgäste kreuzte sich aber zufällig mit der Sehnsucht Pedrillos. „Ich wollte, die beiden Truthähne wären in meinem Tornister,“ sagte dieser mit zweifelnder Hoffnung, denn es war der erste Versuch, den er mit dem wunderbaren Tornister des heiligen Jakob machte.

Wahrhaftig, die beiden Truthähne lagen, als er den Tornister öffnete, zusammengekauert neben einander, wie sonst unter dem Flügel der Mutter. Pedrillo fand für diese Aneignung der Braten eine Entschuldigung in seinem bedeutenden Appetite und nahm sich überdieß vor, wieder einmal vor dem Wirthshause vorbeizugehen und seine Schuld abzutragen.

Unser Pedrillo lebte so in den Tag hinein, und der Tornister des heiligen Jakob war immer fast so schnell geleert, als gefüllt, denn „wie gewonnen, so zerronnen“ ist ein wahres Sprüchwort. Einmal indeß machte unser Held einen christlichen Gebrauch von dem Tornister.

Eines Abends kam Pedrillo ein wenig spät in ein Wirthshaus und fand dasselbe so mit Reisenden gefüllt, daß er keinen Platz zum Uebernachten erhalten konnte. „Doch muß ich mich niederlegen,“ sagte er, „und seit ich Geld und Silber im Beutel gehabt habe, bin ich zu empfindlich für Rheumatismen, Gicht und andere Unannehmlichkeiten der Glücklichen dieser Welt geworden, als daß ich unter freiem Himmel

schlafen könnte. Was ist das für ein Schloß, Herr Wirth?" — „Das Schloß, das man dort auf dem Berge sieht? Um Gotteswillen, dahin gehe nicht! Es ist der Aufenthalsort von neun Teufeln, welche einen solchen Lärm machen und die Fremden so mißhandeln, daß einer gewiß nicht zweimal hingeht."

„Ich will auch bloß einmal hingehen," sagte Pedrillo Gozar. Und er ging, nachdem er ein gutes Abendessen zu sich genommen hatte. Da er kein besseres Lager in dem Schlosse fand, so wollte unser Abenteurer auf einem großen Lehnstuhle neben einem angenehmen Feuer schlafen, als die Stille der Nacht plötzlich durch ein Geklirr mit Ketten und einen höllischen Lärm gestört wurde. Es kam ein Teufel herein, dann noch einer, dann zwei andere, dann fünf, im Ganzen neun. „Ich werde einen schweren Stand haben," dachte Gozar und nahm seinen Degen zur Hand. Die bösen Geister lachten und fingen an, um ihn herumzutanzen. „Das sind gutmüthige Teufel," dachte er, „aber ich bin nicht gewohnt, bei dem Geräusche solcher Musik zu schlafen, also meine Herrn, entfernt euch, oder ich werde euch mit dem Degen da den Weg zeigen."

Die bösen Geister achteten nicht auf seine Drohung, fingen vielmehr an, ihn in die Ohren zu kneipen; andere zupften ihn sogar am Barte, so wenig fürchteten sie sich vor dem Degen. „Ach, ihr wollt es haben!" rief Gozar, muthig wie Ajar unter den Trojanern, „beim heiligen Jakob! so wünsche ich, daß alle diese neun Teufel in meinem Tornister wären." In einem Augenblicke war sein Wunsch erfüllt und die neun Teufel waren in diesem tragbaren Pandämonium so gedrängt, daß sie weder Hand noch Fuß rühren konnten. Pedrillo schnallte den Tornister fest zu, warf ihn in eine Ecke und schlief so gut, als wäre er allein im Zimmer gewesen. Er erwachte erst am nächsten Morgen.

In dem Wirthshause wunderte man sich sehr, als man ihn wohlbehalten zurückkommen sah. „Nun, was hast du gesehen?" fragte man. „Haben dich die Teufel recht gequält? Hast du schlafen können?" — Als alle gefragt hatten, antwortete Pedrillo: „Ich habe neun Teufel gesehen; sie zupften mir einige Haare aus dem Barte, aber ich steckte sie in meinem Tornister und habe dann ganz gut geschlafen."

„In den da? Er kann ja nicht einen . . ."

— „Er enthält sie alle neun, sage ich Euch. Wollt Ihr sie sehen?"

Ein Jeder bekreuzte sich und erließ ihm den Beweis; Pedrillo aber begab sich in eine Schmiede, die nicht weit von dem Wirthshause

stand. Man folgte ihm. Er legte den Tornister auf den Ambos und sagte zu den Gesellen, sie möchten so derb als möglich drauf schlagen, was sie auch thaten. Es entstand ein entsetzliches Geschrei; die armen Teufel von Teufeln, wenn ich mir diesen Pleonasmus erlauben darf, heulten jämmerlich; aber man hörte nicht darauf, und endlich war es still. Pedrillo machte den Tornister auf und es lagen acht Todte darin, der neunte aber hatte sich so klein gemacht und in einer Falte versteckt, daß er noch lebte, entschlüpfte und so schnell, als noch nie ein Teufel gelaufen ist, zu Satan, seinem Herrn und Meister, lief.

Doch ich will nicht alle Abenteuer unsers Pedrillo Gozar erzählen; er hatte deren so viel als Odysseus, aber ich schreibe keine Odyssee. Das Ende dieser wahrhaftigen Geschichte ist das: Als Pedrillo alt war, wurde er zwar kein Einsiedler, aber er ging zu einem, um ihn um guten Rath zu bitten.

„Mein Sohn," sagte der fromme Mann, „laß dich den Tod nicht übereilen; komme ihm zuvor. Zwei Wege führen aus meiner Einsiedelei; einer ist schmal, rauh, aber er führt . . "

— „Den gehe ich nicht," sagte Pedrillo.

„Der andere ist breit, schön, sanft . . "

— „Lebt wohl, guter Vater, den Weg gehe ich."

Pedrillo gelangte auf dem breiten schönen Wege an ein großes schwarzes Thor. Er klopfte — es war das Thor zur Hölle. Zum Glücke für ihn stand diesen Tag als Wache oder Portier jener Teufel an dem Thore, der allein aus dem Tornister entkommen war; er erkannte Pedrillo, flüchtete sich und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

„Beim heiligen Jakob!" sagte Pedrillo, „in diesem Hause ist man sehr unhöflich; ich mag die Leute nun gar nicht sehen. Der Einsiedler hatte nicht Unrecht. Also umgekehrt, wir wollen doch sehen, wohin der schmale Weg führt."

Er ging auf diesem Wege fort und gelangte an die Pforte des Himmels. Er klopfte hier eben so an, wie an dem Höllenthore. Der heilige Petrus öffnete, aber mit ihm kam auch der heilige Jakob, der den Pedrillo erkannte.

„Du kommst ziemlich spät, Kamerad," sagte dieser zu ihm, „ich kannte dich als tapfern Degen und gutherzigen Mann, aber seit der Eroberung Granadas hast du dich gar sehr geändert. Du bist der größte Lügner, der größte Verschwender, der größte Bärenhäuter ꝛc."

— „Ich gestehe, das Register meiner Sünden hat sich seitdem um

ein Bedeutendes vermehrt, aber ist es auch nicht Eure Schuld? Hättet Ihr uns vor Granada nicht beigestanden, so wäre ich bei einem verdienstlichen Werke unter den Mauern der Stadt gefallen, statt daß nun ein langer Friede und böse Gesellschaft einen alten Sünder aus mir gemacht haben."

„Die Thür wird dir verschlossen werden."

— „Nun," sagte Pedrillo, „mein gnädiger heiliger Jakob, der Ihr doch seid, da ich so schlecht bei Euch angeschrieben stehe, so erlaubt mir, Euch Euer Geschenk zurückzugeben. Der Tornister ist der Eurige."

Der heilige Jakob nahm seinen Tornister durch die kleine Thür im Himmelsthore hinein, und während er ihn irgendwo aufhing, sagte Pedrillo: „ich wünsche in dem Tornister zu sein." Sein Wunsch wurde erfüllt, und als der heilige Petrus die Thüre verschloß, war Pedrillo im Himmel. „Da er nun einmal da ist," sagte Petrus zu dem heiligen Jakob, dem der Streich nicht übel gefiel, „so möge er hier bleiben."

Und Pedrillo blieb im Himmel.

Das Rockenweibchen.

Dem Schlosse Eberstein im Murgthale kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweise, der Rockenfels. In einer unterirdischen Kammer des Felsens wohnte einst ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht schön, aber gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnstube der umwohnenden Landleute und erzählte dem jungen Volke seltsame Mähren; und wo sie war, wurden die Spulen noch so bald voll, und der Faden wurde noch so fein und gleich.

Damals lebte auf dem Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit und gönnte ihnen weder Ruhe, noch einen Bissen Brodes.

Unter den Mägden war eine junge, schmucke Dirne, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner seine Neigung geworfen, und sie liebte ihn gleichfalls. Weil sie aber eine Eigene war, durfte sie sich, ohne des Vogts Einwilligung, nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal, wenn ihn die jungen Leute mit Bitten bestürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verlängern. Einst, als die Dirne recht flehent-

lich in ihn drang, sagte er mit höhnischem Lächeln, indem er die Dirne an's Fenster führte:

Siehst du dort drüben das Grab?

Ach! seufzte Klara, und das Wasser lief ihr über die blühenden Wangen, ach, das ist ja das Grab meiner Eltern!

Die Nesseln gedeihen recht gut auf dem Grabe, fuhr der Vogt fort; ich habe mir sagen lassen, es lasse sich aus dieser Pflanze ein überaus zarter Faden spinnen, und darum will ich dir einen Vorschlag thun. Du spinnst mir aus jenen Nesseln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich begraben. —

Mit diesen Worten ging er, boshaft kichernd, seiner Wege; die arme Dirne aber stand bestürzt da und wußte sich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging sie zum Grabe ihrer Eltern und weinte und betete. Da trat das Bergweiblein zu ihr und fragte um die Ursache ihres Grams. Klara erzählte, was zwischen ihr und dem Vogt vorgefallen war. Das Gesicht des Bergweibleins verfinsterte sich. Sei getrost, sagte es zu der Dirne, dir soll geholfen werden. Nach diesen Worten riß es die Nesseln auf dem Grabe aus und trug sie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forste über der Murg und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweibchen am Eingang seiner Höhle saß und die Spindel recht wacker schnellte. Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, Alte? fragte der Vogt.

Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt, versetzte das Mütterchen.

Du hast da einen schönen Flachs, den hast du mir gewiß gestohlen.

Mit nichten, versetzte das Bergweibchen; er ist drüben auf dem Grabe des ehrlichen Gottfrieds gewachsen.

Diese Worte stachen dem Vogt in's Gewissen. Aengstlich kehrte er nach Eberstein zurück und kämpfte mit sich selbst, ob er das Jawort zu Klarens Verbindung geben sollte oder nicht. Einige Tage vergingen und er konnte zu keinem Entschluß kommen. Gegen Abend, als er eben beim vollen Becher im Gemach saß, kam Klara und trug in der Hand zwei zierliche Hemden.

Herr Vogt, sagte sie, was ihr verlangt habt, ist geschehen; hier sind zwei Hemden aus den Nesseln am Grabe meines Vaters, das eine

für euch und das andere für mich. — So will ich auch Wort halten, antwortete der Vogt, morgen soll Hochzeit sein. Er sprach dieß mit Lachen, aber in seinem Herzen war ein Bangen, und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb' ihn eine unsichtbare Hand, und so gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren, und versprach, sie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächsten Morgen war er dem Tode nahe, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Priesters empfangen hatten und aus der Kirche zurückgingen, da läutete die Todtenglocke für den Burgvogt.

Märchen von einem Riesenmädchen. *)

Auf der Halbinsel Jasmund im Pommerland liegt ein runder Berg. Er hat 170 Schritte im Umfange und sechszehn Ellen Höhe und ist der Dubberworth genannt.

Ein junges Riesenmädchen, Dubberworthchen mit Namen, war so groß, daß sie aus den Gipfeln der Bäume die Früchte in den Mund pflücken konnte. Einmal, als sie ganz allein war, sagte sie zu sich selbst: was soll ich nun spielen, meine Brüderchen sitzen auf ihren Kreide-Pfeilern dort am Strand, der eine auf seinem wunderlichen Stuhle, wo er sich wie ein König brüstet, der andere auf dem Hengst oder auf dem Sattel. Da will ich mir lieber eine Brücke nach Rügen machen, damit ich über das Wässerchen gehen kann, ohne mir meine Pantöffelchen zu benetzen; und nahm eine Schürze voll Sand und eilte damit an's Ufer. Aber die Schürze hatte ein Loch. Als sie daher hinter Sagard kam, da lief ein kleiner Theil der Ladung aus und bildete einen runden Berg, der noch heutzutag steht und Dubberworth heißt. Ach, sagte das Hünenmädchen, nun wird die Mutter schelten, hielt die Hand unter und lief so schnell sie konnte. Die Mutter schaute über den Wald und rief dem Töchterchen zu: Unartiges Kind, was treibst du? Komm nur, du sollst die Ruthe haben! Da erschrack die Tochter, ließ die Schürze vollends gleiten, und aller Sand ward umher verschüttet und bildete die dürren Hügel bei Litzow.

*) Andere erzählen von einer Riesenfürsten-Tochter.

Das Waschweiberl.

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache des Böhmerwaldes unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer, als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursche, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdeärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenn's was noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz war ruhelos vom Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig, und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen, stürzte laut klagend davon nnd wurde nun nie wieder gesehen. — Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Aeltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

Ein anderes Mal soll man wieder Eines von den Waschweiberln gefangen haben, das soll aber schlimm, bissig, ganz unverträglich gewesen sein, und wenn man ihm die bis an die Ferse reichenden Haare aus dem Gesichte streichen wollte, soll es auf Einen gespieen haben. — Schlimme Weiber hat man genug, daher ließ man das bissige Weiberl schleunigst wieder frei. (Rank, aus dem Böhmerwalde. Leipz. 1843. 8.)

Die Hexenprobe,

oder:

Die erfüllte Wahrsagung.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert regierten in Schlesien eine Menge kleiner Herzoge aus dem Stamme jenes Landmanns, der vom Pfluge auf den Thron berufen war. Das Land hatte Manches den Fürsten zu verdanken, aber es war die finsterste, roheste Zeit des Mittelalters, in welche ihre Regierung fiel, und sie selbst blieben natürlich eben so wenig vom Einflusse dieser Zeit verschont. In diesem Sinne regierte im Jahr 1497 Nikolaus II. das Fürstenthum Oppeln. Wie es häufig vorkam, war die Regierung zwischen ihm und seinem Bruder Johann getheilt. Letzterer aber hielt sich während der Katastrophe, welche folgende Erzählung schildert — bei seinem Vetter, dem Herzoge von Münsterberg, auf.

„Nun, Wenzel, was bringst Du für Nachricht? Hast Du sie ausgekundschaftet?" sagte Herzog Nikolaus in polnischer Sprache, nachdem er lange im Gemache auf- und abgegangen war, bald aus dem Fenster geblickt und bald, wie mechanisch, einen kleinen Becher Wein vollgelassen und wieder ausgetrunken hatte, zu einem kleinen, ältlichen, schiefgewachsenen Manne in schwarzer Kleidung, der mit kaum hörbarem Tritte in's Zimmer geschlichen war, und sich unter Bücklingen dem Fürsten näherte. Die von Leidenschaften aller Art durchwühlten blassen Züge, welche durch den hochschwarzen Knebelbart, das gelockte dunkle Haar, dem Gesichte des Sprechenden einen fast geisterhaften Ausdruck verliehen, überflog bei diesen Worten eine flüchtige Röthe.

„Es ist nichts, Euer Gnaden, und Ihr könnt Euch die Dirne nur aus dem Sinne schlagen," erwiederte der Abgeordnete, indem er die Achsel zuckte.

„So hast Du sie nicht aufgefunden?" schrie der Herzog. „Ich dachte es mir gleich, denn ich hatte vergessen, Dir für Deine Mühe im Voraus die Belohnung zuzusichern."

„Nicht nöthig, Euer Gnaden, durchaus nicht, obwohl Dero armer Geheimschreiber, Wenzeslaus Opitz, daheim sechs nackte Würmer zu ernähren hat," versetzte jener mit unterwürfiger Freundlichkeit.

„Schweig Schurke,“ rief Nikolaus. „Ich habe das Lied von Deinen sechs Würmern oft genug angehört. Mögen diese aber an Dir zehren und nagen, wie sie wollen, so übertrifft der siebente, der Hauptwurm — ich meine Dich — sie alle. Hätte ich Dir etwas zu nagen vorgeworfen, so würdest Du das Mädchen sogleich aufgefunden haben.“

„Ist auch mit Gottes Hülfe und nach vieler annewandter Mühe geschehen, aber —“

„Du weißt, wer sie ist!“ rief Nikolaus erfreut. „Nun heraus damit! — Aber Du bist auch so umständlich, so schweigsam, als ob es eine gute Handlung wäre, oder Du Nichts dabei zu verdienen wüßtest.“

„Beschreiben mir Euer Gnaden die Dirne noch einmal, so wie auch die nähern Umstände des Zusammentreffens, damit nicht dabei ein Irrthum vorkommt, wie neulich mit der jungen Strumpfwirkerin aus der Schloßgasse, wo mir der unverständige Grobian von Mann das Bad so höllisch gesegnete,“ sagte mit kläglichem Gesicht der fürstliche Diener. „Ach wenn Euer Gnaden die blauen Flecken sehen könnten, die noch anjetzo —“

„Kein Wort mehr von den Flecken!“ rief Nicolaus; „Du kannst jeden derselben mit Silber, wo nicht gar mit Golde belegen, wenn Du das summirst, was Du von mir für die Prügel bekommen hast.“

„Ist Alles für Arztlohn und Medizin aufgegangen!“ sprach seufzend der Vorige. Die Schmerzen habe ich mit Ergebung und aus großer Liebe und Verehrung für Eure Gnaden ertragen.“

„Hm! Ich weiß, Du meinst es gut und bist ein wack'rer Kerl, wenn es unter Leuten Deines Gleichen einen solchen gibt,“ versetzte der Fürst, indem sich sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln verzog. „Doch sage jetzt —“

„Beschreiben erst, Euer Gnaden“ —

„Was ist da lange zu beschreiben!“ rief Nicolaus.

„Das Mädchen ist schön wie ein Engel, und als sie so in der Mariakapelle vor dem Seitenaltare kniete, als die blonden Locken das rosige Gesicht, den blendend weißen Hals umringelten, sie das blaue Auge so andachtsvoll zum Altarbilde emporhob, sah sie wie eine Heilige aus.“

„Das g'nügt mir noch nicht“, erwiederte Wenzel kopfschüttelnd. „Alle die Weiber und Mädchen, die Euer Gnaden gefielen, haben immer wie Heilige, Engel und heidnische Göttinnen ausgesehen. — Der Anzug des Mädchens? —“

„War fast wie der eines Ritterfräuleins!“ fiel der Herzog ein. „Ein Sammtbarett mit einer Feder, eine enge Halskrause, ein mit Borten besetztes Kleid, um den Hals eine Kette mit einer Schaumünze.“

„Und ihre Begleiterin?“

„Eine alte Frau, in anständiger Bürgerkleidung, gebückt, triefäugig, vielleicht etwas taub, denn die Kleine sprach ihr beständig in's Ohr!“ erwiederte der Fürst.

„Es ist richtig, sie sind's!“ sagte der Geheimschreiber gleichmüthig. „Aber Euer Gnaden — es ist dennoch nichts.“

„Warum nicht, Du Schurke?“ rief zornig der Herzog.

„Das Mädchen ist von guter Abkunft, halb und halb ein Edelfräulein,“ sprach der Vertraute. „Sie ist aus Breslau gebürtig, und hielt sich seit längerer Zeit bei einer Verwandten, der Wittwe des verstorbenen Stadtschreibers, die auf dem Lande wohnt, auf. Jetzt sind sie in die Stadt gezogen.“

„Die Verwandten einer Stadtschreibers-Wittwe?“ rief unmuthig lachend der Herzog. „Und Du, Du Memme, siehest Du so unübersteigliche Hindernisse?“

„Sie ist die Tochter eines verstorbenen, wenn auch nicht reichen, Breslauers aus den Geschlechtern, und — was eben so schlimm ist — Braut eines Rathmanns zu Neisse,“ sprach der Vertraute.

„Ihr Name?“ fragte sinnend der Herzog.

„Verene Jägerburg; von Jägerburg würden sie zu Breslau sagen, denn wie Euer Gnaden bekannt ist, rechnen die aus den Geschlechtern sich zum Adel,“ sagte Jener.

„Eine Patrizierstochter und Braut!“ sprach Nicolaus vor sich hin. „Eine dumme Geschichte. — Aber mag's doch!“ sagte er laut hinzu. — „Höre, Wenzel! das Mädchen muß mein sein, es koste, was es wolle.“

„Nicht möglich, Euer Gnaden!“ sagte Jener gleichmüthig.

„Es muß möglich sein!“ fuhr der Herzog auf.

„Was? Lasse ich Dich und Deine sechs Würmer, die Du beständig im Munde hast, und die Du lieber Deine sechs Blutegel nennen solltest, darum ungestört nur zehren und nagen, daß Du, wenn es gilt, einen klugen Gedanken zu haben, Deinen hohlen Schädel mit einem kalten: Nicht möglich! aus der Schlinge ziehen sollst? Stopfe ich Dich darum voll bis an den Hals, lasse ich mich darum von Dir plündern, bestehlen mit offenen Augen, damit Du bei den kleinsten Hindernissen zurückbeben und zu Winkel kriechen mögest?“

„Euer Gnaden sind heute recht scherzhaft!“ sagte der Geheimschreiber ruhig. „Aber was einmal unmöglich ist, das bleibt unmöglich.“

„Es muß aber möglich sein!“ rief Nicolaus. „Ich will es haben, und Du mußt Rath schaffen. — Laß Dich hinauswerfen, stoßen, schlagen, es ist nicht das Erstemal, und Du wirst nicht davon umkommen.“ —

„Daß ich ein Narr wäre!“ erwiederte der Vertraute kalt. „Ich trage noch Andenken von dem Letztenmale am Leibe.“

„Ich bezahle Dich doppelt und dreifach,“ rief Nicolaus immer dringender.

„Bedenken Euer Gnaden, meine sechs —“

„Nichts von Deinen Würmern, Galgenvogel!“ schrie der Vorige. „Nichts von der alten Litanei! — Höre, Wenzel,“ setzte er schmeichelnd hinzu. „Du hast seit Jahren bereits nach dem Vorwerke im Aderwalde geangelt — Schaffe Rath, und Du sollst es haben.“

„Euer Gnaden haben doch eine ganz eigne Art, den Menschen auf liebreiche Weise zuzureden!“ sagte der Vertraute schmunzelnd. — „Wäre nur eine Möglichkeit vorhanden!“ setzte er sinnend hinzu — „Vor Allem müßte gesorgt werden, daß sie uns nicht aus dem Garne ginge; der Bräutigam — der Neffe der Alten — wird binnen 8 Tagen erwartet.“

„Das laß meine Sorge sein, dafür weiß ich Rath!“ fiel schnell der Herzog ein. „Will die Dirne Oppeln verlassen, um sich zu verheirathen, so muß sie, falls sie bürgerlich und meine Unterthanin ist, Abschoß zahlen; behauptet sie, adeliger Abkunft oder zu Breslau heimisch zu sein, so muß sie dieses erweisen. Eins oder das Andere erschweren wir ihr so viel wie möglich, und gewinnen auf diese Weise Zeit.“

„Nun, bei St. Wenzel, Euer Gnaden haben eine recht hübsche Anlage zum — Rechtsgelehrten!“ sprach dumpf in sich hineinlachend der Vertraute, doch schien es, als ob er am Ende seiner Rede das rechte Wort nicht finden könne. —

„Mir fällt da ein Gedanke ein!“ rief der Herzog! „Ich versage der Dirne die Abfahrt unter den besagten Gründen, Du verfügst Dich zu ihr und suchst sie dahin zu stimmen, eine Audienz bei mir zu verlangen.“ —

„Euer Gnaden große Güte und Herablassung bei solchen Audienzen ist allzu stadtkundig, daß, wenn das Jüngferchen eine solche erbäte, der Bräutigam würde unter dem Thore umkehren“ — und haben Sie vergessen, daß der strenge Herr Rosch, der Stellvertreter des Herzogs Johann, anjetzo hier ist,“ sagte der Vertraute.

„Rede mir nicht von diesem Manne!“ schrie der Herzog. „Schon sein Name jagt mir die Galle ins Blut. Bei St. Niclas! Wenn ich das dem Schleicher, dem Kasimir von Teschen, so wie dem Heinrich von Münsterberg je vergesse, daß sie meinen Bruder Johann beredet haben — denn von selbst wäre das gute Schaf nicht darauf gekommen. — Ich glaube, ich hasse diesen Rosch schon darum, weil er ein Deutscher ist und mir nur polnisches Blut in den Adern rinnt. Es bleibt ein ewig wahres Wort: „Jak Swiat Swiatem, higdy Polak z Niemem Bratem!“ *)

„Wenn man den Weibern,“ fiel der Geheimschreiber ein, „den Weibern so etwas von Verkriechen, z. B. ein bischen Zauberei, Teufelsbannerei anhänge — Euer Gnaden schlügen sich dann großmüthig ins Mittel. — Die Alte hat rothe Augen, ist taub und ich habe gehört, daß sie ein Geheimmittel gegen das kalte Fieber besitzen soll. — Ich glaube — es wird sich so etwas versuchen lassen.“

„Thue das, Du trefflicher Geheimschreiber, und bringst Du was zu Stande, dann soll jeder Deiner sechs Würmer an dem Tage, wo er mir zum Schaden geboren wurde, einen Goldgülden haben.“

„O welch gnadenreicher Scherz,“ rief der Vertraute, und wollte eben die Hand des Fürsten an seine Lippen drücken, als ein Diener eintrat und meldete: „Der Ritter Johann von Rosch.“ Der Angemeldete trat ein. Es war ein hoher Greis, dessen stolzes Haupt nur sparsam von schneeweißen Ringel-Locken bedeckt war. Sein Ansehen wäre rüstig gewesen, wenn er nicht, wie sein schwerfälliger Gang zeigte, an den Füßen gelitten hätte.

„Ihr seid schon zurück, Herr Rosch?“ sprach der Fürst zu dem Eintretenden, in einem Tone, der verbindlich sein sollte, der aber dennoch nicht dessen Widerwillen bemänteln konnte. „Ich hätte Euch nicht so frühe erwartet.“ —

„Meine Anwesenheit ist jetzt hier nöthig, darum eilte ich,“ entgegnete der Ritter trocken, indem er sich ohne Weiteres in einen Armstuhl niederließ. „Verzeihen Euer Gnaden, aber mein Zipperlein —“

„Es freut mich, wenn ich sehe, daß Ihr keine Umstände macht!“ sprach Niklaus, während seine Mienen den Worten deutlich wider-

---

*) So lange die Welt noch Welt ist, der Pol' den Deutschen nicht als Bruder küßt!

sprachen. „Ueberdieß seid Ihr ja in dem Fürstenschlosse zu Oppeln zu Hause, wie in Eurer Burg zu Treidelwitz; wenigstens für jetzt. — Doch sagt mir, wie steht es mit dem Fürstentage?"

„Wie ich Euer fürstlichen Gnaden vorausgesagt, obwohl Ihr nicht für gut gehalten, darauf zu achten!" erwiederte der Ritter halb kalt. „Der Oberlandeshauptmann, Herzog Kasimir, ist sehr ungehalten über Euer Außenbleiben auf dem Fürstentage, und er hat mir aufgetragen, Euch in seinem und des Königs Namen das größte Mißfallen zu erkennen zu geben, sowie Euch zu einem zweiten, am 26. Julius abzuhaltenden, zu laden."

„Sein Mißfallen? Und durch Euch? — Wahrhaftig, mein Vetter Casimir nimmt sich viel heraus — und wenn ich nicht komme?"

„Dann würden Euer Gnaden vielleicht, wie vor einigen Jahren, als der Landeshauptmann Velig von Cernicz Euch gefangen setzte, achtzigtausend Dukaten zu viel gehabt haben, wiewohl ich in der That nicht wüßte, wo Ihr gegenwärtig das Geld hernehmen solltet", erwiederte Ritter Nosch mit großer Ruhe.

„Was?" schrie Niclaus wild, „mein Vetter droht mir Gefängniß."

„Allerdings", erwiederte kalt der Ritter, „er thut es als Landeshauptmann und befolgt dadurch die Gesetze, die für Jedermann gelten, für Euch und Andere."

„Ich sollte doch glauben," sprach der Fürst mit erzwungener Fassung, „es sei zwischen Euch und Anderen, und einem schlesischen Fürsten, noch ein Unterschied in dieser Hinsicht."

„So? — Ich wüßte keinen," erwiederte Nosch ganz unbefangen.

„Euer Gnaden haben bereits die Erfahrung gemacht; doch das wird sich finden. — Ferner läßt Herzog Casimir, Hinsicht seines Vasallen, des Arnold Strick, Euch — wie ich vorausgesagt — entbieten, diesem die unrechtmäßigerweise erhobene Lehnwaare zurückzuerstatten."

„Nimmermehr! Nicht einen Pfennig!" rief Niclaus heftig.

„Ich habe Lehnwaare zu fordern."

„Nicht einen Heller! Sein Gut liegt zu Czundenrecht," erwiederte Nosch mit Kälte. „Wäre ich hier gewesen, so hätte ich ihm sagen lassen, daß er keine zu zahlen schuldig wäre. Den Antheil des Herzogs Johann habe ich ihm auch sogleich, als unrechtmäßig erhoben, wieder zustellen lassen."

„Vortrefflich", rief Niclaus mit Heftigkeit. „Es steht Euch wohl an, mir in allen Stücken entgegenzuhandeln!",

„Wenigstens besser, als im Namen Eures Bruders, Euren Unterthanen auf unrechtmäßige Weise die Beutel zu fegen," sagte Rosch.

„O, ich kenne Euch, Ihr wollt mich bei meinen Unterthanen verhaßt machen, sie aufwiegeln und zur Rebellion verleiten."

„Fürst!" rief der Ritter, sich mit Mühe, aber dennoch hoch und stolz aufrichtend. „Ich warne Euer Gnaden vor jeder Beleidigung. Ich bin zwar arm und an den Füßen geschwächt, aber zu Pferd und mit der Armbrust stehe ich meinem Mann."

Der Alte stand so stolz, so gebietend da, der Ausdruck seines Gesichts, über welches die Röthe des Zorns sich bis in die schneeweißen Ringellocken ergoß, war so kampflustig und drohend, daß Niclaus wieder zur Besinnung kam.

„Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, Ritter, — Ich werde mit meinem Vetter über jene Sache reden und ich denke, wir werden uns verständigen," sagte der Fürst.

„Herzog Casimir ist wegen der ewigen Klagen, die gegen Euch einlaufen, sehr aufgebracht. — Der Oberlandeshauptmann und Euer Vetter könnten sonst leicht Maßregeln ergreifen, welche Euch nicht genehm wären."

„Wie es scheint, Herr Rosch," sagte Nicolaus, den Ritter starr anblickend, „haben meine Vettern, Kasimir und Heinrich, bereits Hinsicht meiner ihren Plan gemacht, aber sie haben nicht bedacht, daß der Vogel, der schon einmal in die Schlinge ging, zum zweitenmal schwer zu ertappen ist! — Seid versichert, das Schandspiel, das Belig von Cornicz mit mir getrieben, ereignet sich nicht zum zweiten Male, ohne daß Blut dabei fließe, sollte es auch das eines Fürsten sein."

Nur mit Mühe hatte Niclaus einen Ausbruch von Wuth zurückgehalten, aber das Blut war ihm in das sonst leichenblasse Antlitz gestiegen. — Der Ritter brach deßhalb von der Sache ab und sprach von was Anderem: „Einige Gnadengesuche, sämmtlich unbedenklich, und von mir im Namen Eures Herrn Bruders, gewährt! Gefällt es Euer Gnaden, so theile ich Euch den Inhalt zur Bestimmung mit?"

Niclaus nickte mechanisch, der Ritter las und der Fürst — scheinbar ohne sehr auf den Inhalt zu hören — erklärte seine Genehmigung. Noch war eine Bittschrift übrig. Schon hatte der Ritter wieder zu lesen angefangen, als ihn Nicolaus hastig unterbrach: „Les't noch einmal!"

Verene Jägerburg bittet, ihr den bei ihrer Verheirathung mit

Walther Eschenbach aus **Neiße** abgeforderten Abschoß zu erlassen, da sie von Breslau gebürtig, wenn auch zu Oppeln erzogen sei!" las der Ritter — „Die Sache ist an sich schon erledigt und der Abschoß widerrechtlich gefordert, da die Jungfrau keine Unterthanin von Euch ist," setzte er hinzu.

„Das muß erst erwiesen werden!" rief Nicolaus hastig.

„Ist so gut als erwiesen! Ich habe ihren Vater, der mein Freund war, gekannt," bemerkte Nosch.

„Es mag so sein," erwiederte Nicolaus kalt und höhnisch. „Aber Ihr pflegt zu sagen: Es müsse Alles seine Ordnung haben, und so verlange ich, daß die Dirne ihre Behauptung durch Zeugnisse aus Breslau belege; bis dahin darf sie Oppeln nicht verlassen."

„Ich bürge für die Summe bis nach geführtem Beweise! Euer Interesse ist somit gesichert. — Uebrigens dürfte die Jungfrau, auch wenn sie hier geboren wäre, nicht Abschoß zahlen, da sie von einem der Breslauer Geschlechter abstammt, und diese stets für adelig gehalten wurden. Somit steht also ihrer Abfahrt und Verheirathung nichts im Wege." —

„Erlaubt Herr!" fiel Nicolaus ein. „Ich protestire gegen Beides."

Nach kaum merklicher Verbeugung verließ der Ritter, so schnell es ihm das Zipperlein erlaubte, das Zimmer.

„Vortrefflich!" rief Nicolaus lachend. „Wie gut das Alles so gekommen ist! Endlich ist Hoffnung da, ihn los zu werden. — Aber Du siehst ja so ängstlich aus, Wenzel!" setzte der Fürst, sich zu dem Vertrauten wendend, hinzu. „Freue Dich mit mir, daß uns die alte Vogelscheuche aus dem Gesichte ist."

„Ich fürchte in der That," erwiederte der Geheimschreiber.

„Aengstet's Dich, Du Memme, bedenke das Oberwerk!"

„Was unternommen würde, müßte schnell geschehen!" sagte der Vertraute sinnend. „Hm!" setzte er nach einer Weile hinzu; „Es könnte gehen, aber Euer Gnaden müssen Alles auf sich nehmen."

„Natürlich!" rief Nicolaus. „Strenge Deinen Schädel an. Hecke etwas aus, wo nur der geringste Schimmer von Recht dabei ist, und ich werde es ausführen."

Lange sprachen noch der Herr und der Diener über den zu fassenden Plan, endlich trennten sie sich, um die nöthigen Maßregeln zu nehmen — — —.

Es war am Vorabende des Ostertages, als die verwittwete Stadt=

schreiberin Kunigunde Eschenbach mit ihrer Nichte Verene an einer großen runden Tafel von Lindenholz, auf der ein Wasserbecken stand und eine eiserne Suppenkelle lag, beisammen saßen. Die Alte war eine Greisin von siebzig Jahren. Unter der schwarzen Sammtmütze schimmerten einige schneeweiße Haare hervor, ihre Gestalt war zusammengeschrumpft und mager, das geröthete Auge, das sie nur mit Mühe aufschlug, bezeugte, daß sie seit langer Zeit am Gesichte leide. Das ihr zur Seite sitzende Mädchen gab ein sehr liebliches Gegenstück zu der Vorigen ab. War Jene das Bild des hinfälligsten Alters, so war diese das der blühendsten Jugend. Verene war zwar nicht in dem Costüme, in welchem sie den Herzog so bezaubert hatte, aber auch das weiße Nachthäubchen, unter welchem sich die blonden Locken hervorstahlen, das weiße, reinliche Hauskleid stand ihr allerliebst. Wie es schien, war die Wittwe wohlhabend, denn einige mächtige, eichene Truhen, die an den Wänden standen, sowie ein Brett, das eine Elle von der Stubendecke, die ganze Wand entlang lief, und worauf eine Menge kupferner und zinnerner Schüsseln, Teller, Becher und Geschirr aller Art schimmerten, zwei gewaltige Himmelbetten, in denen die Kissen zu einem Berge aufgethürmt waren, gaben von dem Hausstande der Alten ein günstiges Zeugniß. Am allermeisten aber zeugte ein kleines, mit Draht vergittertes, Schränkchen von der Wohlhabenheit der Stadtschreiberin, denn hier sah man drei Goldketten, an welchen in der Mitte große Schaustücke befestigt waren, mehrere gehenkelte Geldstücke, zwei silberne Becher und eine Kinderklapper, an welcher ein polirter Wolfszahn prangte. Den ästhetischen Sinn der Alten aber bekundeten zwei Wachsfiguren, die auf dem Schränkchen standen; die eine stellte einen Ziegenbock vor — leider war der Schneider, der früher darauf geritten, zu Schanden gekommen und nicht mehr vorhanden. — Die Zweite war die Abbildung St. Georgs im Kampfe mit dem Drachen. Dem heiligen Ritter fehlte zwar die Lanze und der Schweif des Schimmels war defect, aber der Lindwurm war besser conservirt. — Wie es schien, hatten die Wittwe und ihre liebliche Nichte eine Operation vorgenommen, die von heirathsfähigen Mädchen am besten am Andreas-, oder am Sylvester-, sowie am Vorabende vor Ostern vorgenommen wird — sie hatten Blei gegossen. Die Alte hatte noch ein Stück in der Hand, drehete die krause, wunderliche Figur, die sie eben aus dem Wasser gezogen, nach allen Seiten, und obwohl sie dieselbe fast eine Viertelstunde betrachtet hatte, rief sie vergnügt aus: „Geld, lauter Geld, Verenchen! Man darf nur den Blick

darauf werfen, so weiß man, worauf man ist! — Und — tausendmal Tausend! — Da steht auch der Bräutigam! — Siehst Du? Hier! Das Ding, meine ich, das hier emporragt. Es steht fast wie ein Schemel mit einer langen Lehne aus. Hätte es Arme und nur zwei Beine, anstatt drei, so stellte es meinen Neffen Walther so natürlich dar, als ob ihn der Bildschnitzer gemacht hätte. — Hier ist auch der Rathstisch. — Es ist doch erschrecklich, wie Alles zutrifft. — Der Bräutigam steht am obern Ende — ich nenne es darum das Obere, weil das Andere dort in den Krimskrams ausläuft, — das bedeutet, daß, wenn ihm Gott das Leben schenkt, er wohl noch Bürgermeister werden kann. — — Bürgermeister von Neisse! und Du Frau Bürgermeisterin! Gott, wenn ich das erlebte, ich glaube, ich würde vor Freude närrisch!" —

„Ach, Frau Muhme," *) fiel Verene ihr betrübt in die Rede, „bis dahin wird noch mancher Tropfen Wasser in der Oder fortfließen. Denkt nur daran, welch' unerwartetes Hinderniß —"

„Finsterniß?" fiel die Alte mißhörend ein. „Nun freilich, bis dahin wird es noch manchmal Morgen und Abend. Braut, Frau und Bürgermeisterin, kannst Du nicht binnen 12 Stunden sein."

„Ich meinte das Hinderniß von Seiten des Herzogs!" rief Verene der Alten in's Ohr.

„Das gibt sich, es wird nichts weiter sein als daß der Herr einmal wieder nicht bei Gelde ist, und da will er's uns wieder ein Bischen sauer machen."

In diesem Augenblicke wurde an der Thüre geklopft und mit vielen Bücklingen trat der Geheimschreiber Wenzel Opitz ein.

„Verzeiht, werthe Frau Stadtschreiberin —" sprach er kriechend, doch die Wittwe unterbrach ihn sogleich.

„Seid mir willkommen, Herr Wenzel!" rief sie schmunzelnd. „Nun, was bringt Ihr mir, Herr Geheimschreiber? Aber es ist wohl überflüssig, daß ich erst die Frage an Euch thue."

„Allerdings", erwiederte der Geheimschreiber mit lauerndem Blick und widerlich-freundlichem Lächeln. „Allerdings ist es überflüssig, daß die Frau Stadtschreiberin mich erst darum fragt; sie weiß Alles im Voraus. — Wenn dies aber auch der Fall, so ist es doch der Höflichkeit angemessen, daß ich Euch mein Anliegen geziemend eröffne. Ich

*) Schlesisch für Muhme, Base.

leide nämlich seit einiger Zeit am kalten Fieber, heute ist der schlimme Tag. Da ich nun weiß, daß ihr allerlei Hausmittel habt" — er betonte dieß Wort besonders stark — und da Ihr den Menschen gern gefällig seid, so wollte ich Eure Hülfe in Anspruch nehmen."

Es war in jener Zeit gewissermaßen ein Erforderniß, daß jede Hausfrau sich einer populären Heilkunde befließ. Latwerge, Pillen, Tropfen, größtentheils von vegetabilischen Substanzen, wurden gebraut, Pflaster gestrichen, und die Frauen trieben dieses Wesen mit Leidenschaft. Auch bei der Wittwe Eschenbach war dieß der Fall. So wie der Geheimschreiber von dem Fieber zu sprechen anhob, wurden die Züge der Alten lebendig, und ihre welken Lippen bewegten sich bereits zu einer Antwort, ehe Jener noch ausgeredet hatte.

„Das kalte Fieber?" rief sie endlich, ihn mit Hast unterbrechend. „O, mein guter Herr Wenzel, da gibt es viele Mittel, z. B. einen Löffel voll gepulverte Eichrinde, auch das schlesische Himmelweh hat sich bewährt gefunden, oder —"

„Nein, nein!" fiel ihr Wenzel abwehrend ins Wort. „Ich habe einen Abscheu vor übelschmeckenden Arzneien."

„So solltet Ihr versuchen, das Fieber zu veressen."

„Habe es versucht, beste Frau Stadtschreiberin, doch hat's nicht geholfen; Ihr könnt mir aber das Fieber versprechen, oder auf eine andere ähnliche Weise vom Halse schaffen."

„Hm! ich wüßte wohl etwas — aber es ist die Frage ob Ihr es versuchen wollt!" erwiederte die Alte sinnend.

„Alles, Alles versuche ich!" rief Wenzel hastig. „Sagt an, was es ist."

„Ein gutes Hausmittel, das vielen Menschen schon geholfen hat!" erwiederte Jene. „Ich schmiere Euch eine Buttersalbe, zeichne mit einer ungebrauchten Besenruthe drei Kreuze darauf, lege gehackte Spinnweben darüber, und Ihr verzehrt es, ohne dabei ein Wort zu sprechen."

„Gut!" rief vergnügt Herr Wenzel. „Macht mir das Ding zurecht, ich werde es einstecken und morgen nüchtern zu mir nehmen."

Während die Wittwe beschäftigt war, das kräftige Fiebermittel zu bereiten und Verene den Butter fingerdick auf einige Schnitte des gelben Gebäckes strich, trat Wenzel dem Mädchen näher, und dieselbe traulich am Arme fassend, sagte er:

„Nun, Jungfer Verene, Ihr wollt also heirathen?"

Das schöne Kind erröthete bis in das blonde Haar hinauf, und antwortete mädchenhaft, verschämt: „Zu dienen, Herr Geheimschreiber.“

„Was diese Hochzeit anbetrifft, so besorge, so fürchte ich — —“

„Um Gott, Ihr erschreckt mich“ rief Verene. Sagt, sprecht, was ist's, das Ihr fürchtet?“

„Daß Eure Hochzeit noch nicht so schnell wird Statt finden können!“ versetzte Wenzel achselzuckend. Der Herzog fordert Abschoß —“

„Wenn es dieß nur ist,“ sprach das Mädchen beruhigter, so denke ich, wird sich wohl ein Ausweg finden. Der Herr wird einsehen, daß die Forderung zur Ungebühr gethan worden.“

„Er sieht es nicht ein, werthe Jungfrau!“ sagte kopfschüttelnd und mit theilnehmendem Tone der Vorige. „Ich habe mir fast die Lunge aus dem Leibe geredet, aber er ist nicht zu überzeugen.“

„Herr Rosch war doch gleich der Meinung, daß man uns Unrecht thue; er hat es mir selbst gesagt!“ meinte Verene.

„Was, Ihr war't selbst bei Rosch? — Nun jetzt wird mir Manches erklärlich; — Der Herr hat dieses erfahren und sieht es als eine Zurücksetzung an, daß Ihr zu Rosch und nicht zu ihm selbst gekommen seid, — hm! hm! — Ginget Ihr auf meinen Vorschlag ein, so wäre Eure Angelegenheit sogleich in Ordnung.“

„Und dieser ist?“ fragte Verene lebhaft.

„Der Herr ist wegen der Vernachlässigung aufgebracht, geht selbst zu ihm, und fleht seine Gnade an, und Ihr werdet sehen, es geht Alles gut.“ —

„Ich wäre nicht abgeneigt, wenn meine Muhme —“

„Mitginge?“ fiel hastig Wenzel ein. — Daran ist nicht zu denken, dieß würde die Beleidigung erhöhen, denn es zeigte eine Art Mißtrauen. — Ueberdieß hätte ich noch einen Plan — er betrifft Euer und Eures künftigen Gatten Glück — aber freilich unter solchen Umständen wage ich kaum daran zu denken.“

„O sagt mir doch, fiel Verene ein.

„Ja, meine gute Jungfrau, wenn Ihr so bedenklich seid, so ist es durchaus nichts mit meiner freundlichen Absicht!“ erwiederte der fürstliche Vertraute. „Der Herzog sucht einen redlichen Mann, einen treuen redlichen Menschen, dem er die Einziehung seiner Gefälle und Einnahmen übertragen könnte. Derselbe müßte der polnischen und deutschen Sprache mächtig, des magdeburgischen wie des polnischen Rechts kundig, und verheirathet sein. Das Letztere verlangt der Herr, der größten So=

lidität wegen. — Da nun der Herzog unverehelicht ist, so wollte er der Frau dieses Beamten, der den Titel eines fürstlichen Amtmanns führen soll, die ganze Besorgung des Hauswesens übertragen, und dem Paare somit ein doppeltes Einkommen verschaffen. Freilich verlangt der Herr dafür auch, daß man erkenntlich sei, daß man dieß durch Vertrauen, durch Zuneigung beweise."

„Natürlich!" fiel Verene dem Sprechenden in's Wort. „Eine Gnade dieser Art erheischt die größte Dankbarkeit und Anerkennung."

„Nicht wahr?" sagte hastig der Vorige. „Nun seht, liebe Jungfrau, sobald ich die Meinung des Herrn vernahm, dachte ich sogleich an Euch, die Sache mit dem Abschoß wird auch dadurch beseitigt, oder kommt vielmehr gar nicht erst zur Sprache, wenn Ihr hier bleibt." — Ihr bittet bei dem Herzoge um gnädiges Gehör und haltet für Euern Zukünftigen und Euch um die Stelle an, Ihr müßt dreist sein, nicht zimperlich, das liebt der Herr nicht, — Ihr müßt zu ihm reden wie zu einem alten Bekannten. — Ich habe Frauenspersonen gesehen, die, wenn sie zum Erstenmale vor dem Herrn erschienen, kaum vor Schüchternheit den Mund zu öffnen im Stande waren, binnen weniger Stunden sich mit solcher Zuversicht benahmen, als ob der Herzog ihr nächster Verwandter wäre. Es ist zum Erstaunen, wie schnell er durch sein freundliches und liebreiches Wesen das Zutrauen Eures Geschlechts zu gewinnen weiß.

Dieß sprach der Geheimschreiber mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln. Verene antwortete:

„Ich erstaune immer mehr über die Beschreibung, die Ihr mir von dem Herzoge macht! Mein Gott! welches Unrecht man doch so einem Herrn anzuthun wagt! Die Leute nennen ihn grausam, ungerecht. —"

„Lüge, verdammte Lüge," fiel Wenzel ein. —

„Auch über Euch sprechen sie Vieles." —

„Ich weiß es, meine gute Jungfrau!" sagte der schlaue Kuppler. — „Mich kümmert die elende Nachrede nicht, mein Sprichwort ist: Ehrlich währt am längsten." —

Hier unterbrach die Alte die Rede, indem sie Wenzeln eine mächtige Brodschnitte überreichte und ihm das Hausmittel empfahl. — „Ihr könnt es morgen nüchtern verspeisen und einige Schälchen Fieberklee-Absud von diesen Kräutern, dazu trinken." —

Der Geheimschreiber steckte das Mittel ein, doch so sehr er es auch zu verhindern suchte, so sagte Verene doch ihrer Muhme einen Theil

des Gespräches und daß sie selbst zum Herzoge wolle. — Nun fiel die alte Frau aber zornig über Wenzel, nannte ihn einen elenden alten Kuppler, dieser hingegen schrie auch nicht minder und nannte sie wieder eine Hexe, die an ihn denken sollte. — Heftig entzweit und scheltend trennten sich Beide. Verene aber tadelte das heftige Benehmen ihrer Muhme ängstlich. —

Ungefähr acht Tage nach diesem Vorfalle ereignete sich eine für die Annalen Oppelns merkwürdige Begebenheit. Die Sonne war kaum aufgegangen, als die Bewohner der guten Stadt haufenweise aus dem Thore strömten, und dem Oderufer zueilten; es war als wenn ein Volksfest gefeiert würde, denn Alles blickte erwartungsvoll und vergnügt. Die Männer und Frauen, Greise am Stabe, alte Mütterchen mit klappernden Kinnladen, junge, züchtige Mädchen und tobende Straßenjungen, Alles bildete einen langen, immer noch nicht endenden Zug. Auf einer Wiese am Oderufer war die allgemeine Zusammenkunft, und Jeder schien das hier statt findende Schauspiel kaum erwarten zu können. Wäre es in unsern Tagen gewesen, so hätte man glauben können, daß ein sogenannter Wasserspringer das schätzbare Publikum mit seinen Künsten vergnügen werde; es waren nämlich in der Entfernung von etwa zehn Ellen vom Ufer, zwei Kähne in einer eben so großen Distanz festgemacht, und ein freiliegendes schwankendes Brett, reichte von dem Einen zu dem Andern. Eine Volksgruppe, dicht am Oderufer, war in dtr besten Unterhaltung.

„Ich bin begierig, ob sie schwimmen oder untersinken wird! — Was meint Ihr, Meister Niedlich?" sagte ein stämmiger Mann, den das Schurzfell und die rothgefärbten Hemdärmel als einen Gerber bekundeten, zu einem kleinen bucklichten Männlein.

„Sie schwimmt!" erwiederte der Gefragte mit Zuversicht. „Die alte Eschenbach ist eine Hexe, so gut, wie je eine auf dem Besen am ersten Mai nach dem Blocksberg geritten."

„Ganz recht, Meister Niedlich! das ist auch meine Meinung," fiel eine dicke Bäckersfrau ein. „Ich habe es immer gedacht, daß so etwas hinter der alten Stadtschreiberin stecken würde. Sie hatte Geld wie Heu, während unsereins in allen Näthen herumsuchen muß, eh' man ein paar Heller zusammenbringt, auch sammelte sie Kräuter und kurirte die Leute damit. Ich selber habe mir einmal etwas von ihr gegen die Schwindsucht aufschwatzen lassen, und ich bin ganz elend darauf geworden."

„Hm! Man sieht's Euch eben nicht an, Frau Nachbarin!“ fiel ein robuster Mann ein, den sein Lederschurz und das rußige Gesicht als Hufschmied bezeichneten. „Wenn alle Schwindsüchtigen drei Finger dicken Speck auf den Rippen hätten, so bliebe ihnen immer noch Aussicht zur Besserung übrig.“ Die Umstehenden lachten überlaut.

„Ihr seid ein schlechter Spaßvogel, Meister Hämmerling!“ sprach die Vorige in sichtlichem Aerger — „Was aber die Stadtschreiberin anlangt, so ist's ihr schon recht, daß sie zur Herenprobe geschwemmt wird, wäre es auch nur, weil sie und das Affengesicht, die Verene, immer so vornehm sein wollten.“ —

„Warum sollte die Jungfrau nicht vornehm thun? Sie hat das Recht dazu. Ihr Vater gehörte zu den Breslauer Geschlechtern; diese tragen die Nase höher, wie mancher Junker;“ entgegnete der Schmied.

„Ihr habt Recht, Gevatter Hämmerling!“ fiel der Gerber ein. „Ich habe ihren Vater gekannt, — denn Ihr müßt wissen, ich bin ein Breslauer Kind, — der Alte war ein gar stattlicher und angesehener Mann, und wenn wir von den Zünften auch auf Einen oder den Andern von den Geschlechtern einen Zahn hatten, so ließ doch ein Jeder dem alten Jügerburg Gerechtigkeit widerfahren.“

„Desto schlimmer für ihn, wenn seine Schwägerin eine Here ist!“ fiel mit boshaftem Blicke die Vorige ein.

„Here hin, Here her!“ fiel der Schmied der Sprecherin ins Wort. „Ich frage viel nach der tauben Stadtschreiberin. Warum sollte so ein altes Weib, und meinetwegen auch noch ein etwas jüngeres“ — hier ließ er seinen Blick auf die Nachbarin fallen — nicht einmal ins Wasser getaucht werden; sie wird nicht gleich davon umkommen, und es gibt doch einmal ein hübsches Spektakel; aber daß der Herzog das Mädchen, die Verene, gleichfalls hat einsperren lassen, das, behaupte ich, ist Unrecht.“

„Auch meine Meinung,“ rief der Gerber. „Im Grunde sollten wir es nicht leiden.“

„Da habt Ihr Recht, Gevatter Hilbig!“ rief ein Leineweber, der dazu trat, „Ihr habt ein kluges Wort gesprochen; wir sollten es nicht leiden, daß die Jungfrau eingesperrt und die Alte geschwemmt wird. 's ist gegen unsre Gerechtsame. Was hat die Alte denn begangen, he? Sie hat dem Wenzel, dem Lungerer, dem Schleicher, ein Butterbrod mit Spinnweben gegen das kalte Fieber gegeben, und auf der Butter sind drei Kreuze gezeichnet gewesen. Nun sagte der Mensch, es seien von

der Alten allerlei teuflische Figuren darauf abgebildet worden, das ist aber nicht wahr, denn ich habe mir auch einmal von ihr das Fieber vertreiben lassen, und ganz genau gesehen, wie sie die drei Kreuze zeichnete. Den Krimskram hat der Lügner gewiß selbst dazugefügt."

„Man hat aber die Abbildung des Satans, in Gestalt eines Drachen bei ihr gefunden!" rief der Schneider. „Es soll erschrecklich anzusehen sein. Gegen fünf Fuß lang ist das Unthier, und die Augen stehen ihm, wie zwei Käsenäpfe zum Kopfe heraus."

„Kein Gedanke!" entgegnete der Leineweber, „das Alles hat der Wenzel ausgesprengt. Das Ding, von dem Ihr redet, ist nicht größer, als daß ich es bequem in die Hosentasche stecken könnte, und es ist nichts Anderes, als ein Lindwurm des Ritters St. Jürge, und von den Karmeliternonnen zu Breslau aus Wachs verfertigt. Ihr könnt dergleichen in dem Kloster zu Dutzenden kaufen."

„Richtig!" rief der Gerber. „Ich kann Euch dieß als ein Breslauer Stadtkind bezeugen. Wer nicht dort gewesen ist, kann über so etwas gar nicht urtheilen, und dort begreift man erst, was Menschenhände hervorbringen können."

„Das will ich meinen!" fiel der Vorige wieder ein. „Es ist erstaunlich, was man in Breslau für Herrlichkeiten zu Gesichte bekommt. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß, wo St. Jürge abgebildet ist, auch der Lindwurm dabei sein muß."

„Das möchte Alles recht gut sein, Gevatter," sagte der Schneider, „aber man hat auch bei ihr eine Abbildung des Blocksberges gefunden."

„Freilich!" fiel die dicke Bäckersfrau ein, „und auf dem Berge ist der Satan abgebildet, wie ihm die Stadtschreiberin gerade die Winterseite küßt."

„Keine Schwanzspitze vom Satan ist auf dem Dinge zu sehen. Ich habe es genau betrachtet, als sie es auf's Rathhaus trugen", sagte der Gerber. „Es ist nichts als eine Darstellung der Schneekoppe, und Ihr redet es der Alten nur aus übler Meinung nach. — Aber seht da kommt der Kertschmer (Bierschenk) Vierling. Der ist ein Pfiffikus, der wird uns gleich sagen können, wo der Hase läuft." Ein dicker Mann mit kleinen, blitzenden Augen, dickem Bauch und Vollmondgesichte, trat zu der Gruppe. Alle bestürmten ihn um seine Meinung in der Sache, worauf er den aufmerksam Horchenden mit pfiffig sein sollender Miene: „Hexe oder nicht Hexe", erwiederte: „daß aber der Herzog nicht das Recht hat, sie schwimmen zu lassen, ist sonnenklar." „Seht ihr," riefen

nun Alle, „wir leiden es nicht!“ — „Hm! Was das anbelangt, das ginge wohl, — doch ist es besser, wir lassen ihn machen. Der Herzog hat bei den Fürsten Casimir und Heinrich bereits höllisches Werg am Rocken. Der Adel ist ihm auch nicht grün, — ich weiß gewiß, daß sie klagend gegen ihn auftreten werden, — begeht er noch dazu eine offenbare Rechtsverletzung, so stößt dieß dem Fasse den Boden aus. Wir beschweren uns nach dieser neuen That bei Ritter Rosch und der bringt die Geschichte vor den Fürstentag. — Während der Zeit bekommen auch die Breslauer Geschlechter Wind von der Sache. Sie erfahren, daß er die Verene Jägerburg eingesperrt hat, und glaubt mir, diese Herren sind in dergleichen Dingen noch kitzlicher, wie die Ritterschaft.“

„Ihr seid doch ein erstaunlich kluger Mann!“ riefen der Gerber, Leinweber und Schmied.

Während auf diese Weise in der Volksgruppe, und noch in vielen andern, geplaudert wurde, entstand auf der Wiese ein gewaltiges Getümmel. Ein Karren, begleitet von einem halben Dutzend, mit Hellebarden bewaffneter Trabanten, kam angefahren. Die Stadtschreiberin Eschenbach saß auf dem Fuhrwerke. Die Alte hatte einen Knebel im Munde und die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden. Unter einem grenzenlosen Hollah und dem ohrenzerreißenden Geschrei eines Rudels, den Wagen begleitender Gassenbuben, fuhr der Letztere langsam durch die Menge. Im Nu wurde, als der Karren hielt, die unglückliche Alte herabgehoben. — Erwartungsvoll lauschte Alles. Jeder harrte der Dinge, die da kommen sollten, als auf's Neue ein Lärm begann. „Der Herzog!“ zischelte es hier und da. Aller Augen wendeten sich nach der Stadt. Fürst Nicolaus kam in Begleitung zweier Trabanten angejagt.

„Platz!“ rief er ungeduldig. Die Menge theilte sich. „Fragt die Elende, ob sie ihre Verbrechen gestehen will?“ sprach er zu einem Manne, der ein Anführer der Hüter zu sein schien. Dieser trat zu der Alten, aber obgleich er ihr lange in's Ohr sprach, so machte sie doch lauter verneinende Bewegungen. Nach einiger Zeit sah man einen Reiter rasch vom Schlosse traben. Es war der Geheimschreiber Wenzel, der sich hastig dem Herzoge näherte.

„Willigt sie noch nicht ein?“ fragte der Letztere leise den Vertrauten. „Durchaus nicht!“ antwortete dieser eben so leise. „Ich habe Alles angestellt, aber Alles umsonst. Mit ihrer Schande wolle sie nicht das Leben ihrer Verwandtin erkaufen! sagte sie fortwährend.“

„Hast Du ihr auch mitgetheilt —“ hob der Herzog an, aber der

Geheimschreiber unterbrach ihn sogleich: „Ich sagte ihr, daß ihr bis zum letzten Augenblicke Bedenkzeit gelassen würde. Entschlösse sie sich, die Eure werden zu wollen, so dürfe sie nur ein weißes Tuch dort aus dem Thurmfenster wehen lassen, und ihre Muhme wäre gerettet.“

„Und was erwiederte sie?“ fragte Nicolaus hastig, indem er einen Blick nach der Stadt warf, wo der Schloßthurm über die Burg emporragte.

„Ihre Muhme würde ihr Leben gleichfalls nicht mit der Entehrung ihrer Verwandtin erkaufen wollen!“ erwiederte achselzuckend der Geheimschreiber.

„Werft die Alte in's Wasser!“ donnerte jetzt der Herzog, und eben wollte man sie zwingen, aus dem Kahne, wohin man sie inzwischen gebracht hatte, auf das Brett zu steigen, als ein lautes „Halt! um Gotteswillen, Halt!“ aus dem dichtesten Menschengewühle ertönte.

Der, welcher so gerufen hatte, war ein junger Mann in schwarzer Kleidung. Der kurze Mantel, der ihm auf einer Schulter hing, die verschobene Halskrause, das glühende, in Schweiß gebadete Antlitz, deuteten an, daß der Fremde so eben erst, und zwar in großer Eile, angekommen sei.

„Laßt mich durch!“ schrie er hastig. — „Wo ist der Herzog?“

Jetzt fiel das Auge des ungefähr dreißigjährigen Fremden, dessen schlanke Gestalt, edle Haltung und Gesichtsbildung ungemein zu seinem Vortheile einnahm, auf den Fürsten. Rasch war er zur Seite des Rosses des Letztern.

„Gnade, gnädiger Herzog!“ indem er in Hast dessen Roß am Zügel ergriff. „Gnade, oder vielmehr Gerechtigkeit für meine Verwandte! — Sie ist unschuldig. Hier muß ein Irrthum walten.“

„Wer seid Ihr, kühner Mann? Wie könnt Ihr Euch unterstehen, eine Handlung der Gerechtigkeit zu unterbrechen, wie Euch unterfangen, meinem Roß in die Zügel zu fallen?“ rief heftig der Fürst.

„Entschuldiget, hoher Herr! ich that es ohne böse Absicht!“ sagte etwas verwirrt der Fremde. „Daß ich mich der Unglücklichen annahm, geschieht, weil ich ihr naher Verwandter bin. Ich heiße Walther Eschenbach, bin Einwohner und Gerichtsschöffe zu Neiße, und wollte mich wegen meiner bevorstehenden Verheirathung in die Behausung meiner Verwandten begeben, als ich, vor dem Thore angekommen, die Volksmenge bemerke, und auf Befragen vernehme, daß die Unschuldige sonder Fug und Recht der Hexenprobe unterworfen werden soll.“

„Unschuldig? — Sonder Fug und Recht?“ rief der Herzog, jedoch nicht ohne Zeichen der Verlegenheit, und indem er von Zeit zu Zeit nach dem Thurme blickte. „Ihr nehmt Euch viel heraus, Herr Gerichtsschöffe.“

„Nicht mehr, als mir das Recht und die Wahrheit erlaubt, Euer fürstliche Gnaden!“ erwiederte kühn der junge Mann. „Meine Muhme ist unschuldig; ihr ganzes Leben bürgt dafür. Wäre sie aber wirklich das, wofür Ihr sie zu halten scheint, so kann nur der Ausspruch des Schöppenstuhls sie der Hexenprobe unterwerfen.“

„Was?“ schrie der Herzog. „Du zweifelst an meiner Berechtigung zur Ausübung des Blutbannes?“

„Das nicht, hoher Herr!“ erwiederte Walther. „Aber in Oppeln gilt eignes Recht, der Schöppenstuhl verfährt in Eurem Namen und Ihr befehlt die Vollziehung des Urtheils, oder begnadigt nach Eurem Gutdünken.“

„Seht einmal!“ rief grimmig der Fürst. „Der elende Bürger von Neiße, der Unterthan des Bischofs, will sich erfrechen, Uns über Unsere Pflichten zu belehren. — Heda!“ schrie er den Wappnern zu. „Werft die Hexe in's Wasser.“

„Haltet ein, Herr, um Gotteswillen, haltet ein! Bedenkt die Kälte des Wassers! Es kann den Tod der Unglücklichen zur Folge haben!“ rief der junge Mann.

„Lassen wir die Alte hineinwerfen, oder nicht?“ zischelte der Leinweber zu dem Kertschmer gewendet. „Die Oder ging gestern noch mit Grundeis, und da —“

„Wir könnten es verwehren und dem Herzog dadurch ein bischen Spektakel anthun!“ meinte der Gerber.

„Nicht da!“ erwiederte Meister Vierling mit Gravität. „Man muß höhere Rücksichten nicht aus dem Auge verlieren. Bei der Politika kann es nicht in Betracht kommen, ob er die alten Weiber zu Dutzenden in's Wasser wirft.“

Die unglückliche Alte hatte indeß das Brett, welches von einem Kahn zum andern reichte, bestiegen, sie richtete den Blick zum Himmel und jammerte dumpf.

„Haltet ein, Herr! Gewährt Gnade, wenn Ihr wollet, daß Euch dereinst Gnade gewährt werde!“ rief Walther verzweifelnd.

Der Herzog schwieg. Er sah unverwandt nach dem Fenster des Schloßthurms, aber kein Zeichen ließ sich blicken. — Jetzt bückten sich

die Schergen, um das Brett, auf dem die Alte stand, unter ihr wegzuziehen.

„Bürger von Oppeln!“ rief Walther wie außer sich, indem er sich zu den Umstehenden wendete, „könnt Ihr ruhig zusehen, daß Eure Gerechtsame so verletzt werden? Was heute an meiner Verwandtin geschieht, kann sich morgen an Euern Müttern und Frauen wiederholen!“

„In's Wasser mit dem Weibe! Greift den Aufwiegler!“ herrschte Nicolaus den Reisigen zu.

Im Augenblick ward Walther gepackt und die Alte stürzte in's Wasser.

„Seht, sie schwimmt!“ rief vergnügt die dicke Bäckersfrau, die wir zuerst kennen lernten.

„Ich dachte es mir gleich, daß sie eine Hexe ist,“ sagte Meister Niedlich, der Schneider.

„Kein Gedanke davon!“ fiel der Leineweber ein. „Seht nur, die Kleider hielten sie bis jetzt oben! — Na, — da habt Ihr's! Nun sinkt sie unter. — Wer hat nun Recht?“ —

Es war, wie der Sprechende bemerkt hatte. Die sich auf dem Wasser ausbreitenden Kleider hatten die Alte einen Augenblick schwimmend erhalten. So wie sie durch das Wasser schwerer geworden waren, sank die Unglückliche unter. Fast wäre sie unter einen Kahn gerathen, als die Schergen sie bei einem Arm ergriffen und in das Fahrzeug hineinrissen. Sie sank fast besinnungslos zu Boden. — In diesem Augenblicke entstand unter der Menschenmasse ein gewaltiges Gemurmel.

„Sie hat geschwommen!“ schrie der Eine.

„Nein, sie ist untergegangen!“ rief der Andere.

Jeder nahm für oder wider Partie und es fehlte nicht viel, so wäre es zu Prügeleien gekommen, als auf einmal der Hufschlag galoppirender Pferde ertönte.

„Da kommt der Ritter Johann Nosch!“ rief vergnügt der Kertschmer Vierling. „Nun paßt auf, Gevatter Hämmerling und Ihr Andern! Was auch der Ritter sagt, wir stehen ihm bei, denn er hat einen Zahn auf Herrn Nicolaus und ist ein Bürgerfreund. Also haltet Euch parat und spitzt die Ohren, denn wenn mich nicht Alles trügt, so bekommen wir einen Hauptspectakel.“

Der Ritter, geharnischt und von zwei Reisigen begleitet, kam im Galopp angesprengt.

„Was?“ schrie er, als sein Blick auf die Vorrichtungen fiel. „Also

ist es dennoch wahr, was ich schon zwei Meilen von hier erfuhr und nicht glauben wollte! — Was fällt Euer Gnaden ein? Welche Grausamkeit! Welche Rechtsverletzung! Bringt die Frau an's Land! — Nehmt ihr den Knebel aus dem Munde!" setzte er immer zorniger hinzu.

„Was geschehen ist, geschah auf meinen Befehl, und ich nehme die Folgen auf mich!" rief wüthend der Herzog. — „Die Alte bleibt in dem Kahne und die Probe soll wiederholt werden."

„So soll mich Gott verdammen, wenn ich es zugebe!" schrie Ritter Rosch. „Zuvor müßt Ihr mich bestehen mit Schwert und Lanze! — Gefällt es Euer Gnaden? Dort auf der Wiese ist guter Grund und Sonne und Wind ist bald getheilt."

„Mit Euch kämpfen? Diesen Leuten, meinen Unterthanen, ein Schauspiel geben?" erwiederte Nicolaus, den Schein der Verachtung annehmend. „Ueberdieß, verzeiht Herr! seid Ihr nur ein Vasall und mir nicht ebenbürtig."

„Nicht Euer Vasall, Herr Fürst," rief grimmig der kampflustige Alte, indem er dem Rappen die goldenen Sporen so stark in die dünnbehaarten Flanken drückte, daß dieser sich hoch aufbäumte, „Euch zum Kampfe nicht ebenbürtig? — Bei Gott! so würde Euer Vetter, mein Lehnsherr, nicht sprechen!"

„Laßt Euch erweichen, Herr!" hob Walther Eschenbach, der zwischen zwei Wappnern des Herzogs stand, mit bittendem Tone an. — „Seht meine arme, unschuldige Verwandte, wie sie fast ohnmächtig vor Frost und nicht eines Wortes mächtig ist, um ihr Flehen mit dem meinigen zu vereinen. Bedenkt, lieber Herr! auch der Niedrige kann dem Starken einen Dienst, bei welchem es sich um das Leben handelt, zu leisten bestimmt sein. Gedenkt der Fabel von der Maus, die das Netz des Löwen zernagte."

„Der Löwe hätte zu sterben wissen und die Maus verachten sollen!" rief hohnlachend der Herzog. „Doch genug des Geschwätzes; es bleibt bei meinem Ausspruch."

„Und ich sage: nein! im Namen Eures Bruders und Mitregenten!" rief Rosch. „Nimmermehr soll diese alte Frau ungestraft wider Fug und Recht gemordet und die Tochter meines Freundes, die freie Edle, in's Gefängniß geworfen werden."

„Wie?" rief Walther erschrocken zusammenfahrend. „Meine Braut im Gefängniß?"

„Seid ruhig! Noch heute wird sie es verlassen;“ sagte der Ritter fest.

„Was?“ schrie der Herzog. „Ihr wagt in meiner Gegenwart das entscheidende Wort zu führen, mir in's Angesicht Hohn zu sprechen. Nun, bei allen Teufeln! so wollen wir doch sehen, wessen Wille die Oberhand behalten soll. — Heda! in's Wasser mit dem Weibe.“

„Wagt es, elende Buben!“ schrie Rosch, als die Schergen die Wittwe auf's Neue ergreifen wollten. „Laßt sie frei; sie und diesen jungen Mann!“

„Hölle und Teufel!“ schrie Nicolaus, indem er das Schwert zog. „Nicht von der Stelle. Zu mir meine Reisigen!“

„Jetzt ist's Zeit!“ zischelte Meister Vierling. „Nun, Nachbarn und Gevattern, paßt auf!“ — „Ihr habt Recht, Herr Ritter!“ schrie er laut. „Die Gerechtsame der guten Stadt sind durch das Gebahren des Herrn Nicolaus gröblich verletzt, und wir werden sie, wie wohl mit blutendem Herzen, zu vertheidigen wissen.“

„Schlagt ihn todt, den meuterischen Hund!“ rief der Herzog den Wappnern zu. Diese wollten ihn ergreifen und eben wollte ein allgemeiner Kampf beginnen, als ein Gemurmel und verschiedene Ausrufungen die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregten. Die Alte, bis dahin unbeweglich, richtete sich plötzlich hoch auf und rief mit kreischender Stimme: „Haltet ein!“

Aller Augen fielen auf die Rufende. Ihr Gesicht war von einer geisterhaften Bläße überzogen, aber ihre Augen hatten einen eigenthümlich wilden, fast gespenstisch zu nennenden Blick, ihre Knochenhand war gegen den Herzog ausgestreckt.

„Haltet ein, Herzog Nicolaus!“ rief sie mit aller Anstrengung des Tones. „Vergießet nicht unschuldiges Blut um Meinetwegen. Der Augenblick meines Todes ist nahe und nach nur wenigen Tagen auch der Eure. Ich aber sage Euch, wilder, grausamer, tyrannischer Fürst, weil Ihr mich sonder Fug und Recht ergriffen habt, wird man Euch auch ergreifen, wie Ihr mir meine Rechte verweigert habt, wird man Euch die Eurigen auch verweigern, wie Ihr mich, ohne mich anzuhören, ungerecht verdammtet, wird man Euch auch ungerecht und ungehört verurtheilen, wie Ihr mich eines schimpflichen Todes sterben lasset, werdet Ihr auch einen schimpflichen Tod erleiden, durch dasselbe Thor, durch welches mein todter Leib in die Stadt zurückgebracht wird, wird auch Euer entstellter Leichnam dorthin zurückgeführt werden, und noch in den

spätesten Zeiten werden die, welche es passiren, sich meines Werkes und Eures elenden Endes erinnern."

Während die Alte diese Worte sprach, hatte ihr Antlitz einen Ausdruck angenommen, der den Herzog erbeben machte. Es war das Antlitz der Seherin von Endor, als sie dem unglücklichen Könige den Schatten des Propheten heraufzurufen verhieß. Auch die Umstehenden waren erschüttert, eine Todtenstille herrschte, aber bald ward diese durch tausend Ausrufungen unterbrochen, denn kaum hatte die Alte die letzten Worte mit immer matter werdender Stimme gesprochen, als sie plötzlich, wie von einem Wetterschlage durchzuckt, todt zu Boden stürzte.

Mit einem Schrei des Schreckens eilte Walther, ohne von den entsetzten Wachen zurückgehalten zu werden, zu der Alten; sie gab kein Zeichen des Lebens mehr.

Der eben beschriebene Auftritt schien die ganze Scene verändert zu haben. Der Herzog sah so starr auf die Todte, als ob er ihr Wiederaufleben, den Widerruf der Prophezeihung, von ihr erwarte. Er war bleich, und der rabenschwarze Knebelbart, die tiefliegenden, dunkeln Augen gaben seinem ohnehin blassen Gesichte einen schauerlichen Ausdruck. Der Ritter Rosch hatte sein Schwert in die Scheide gestoßen, die Bürger und Reisige Knüttel und Waffen sinken lassen.

Jetzt trat Walther, die Todte, die er bis dahin halbaufgerichtet im Arme gehalten, auf den Rasen niederlegend, vor Nicolaus hin. Sein Blick zeigte tödtlichen Haß, sein Auge rollte drohend.

„Ich fordere Freiheit und freies Geleit für meine Braut Verene Jägerburg!" sagte er mit festem Tone. „Möge Euer Gnaden sich hierüber erklären."

„Setzt das Mädchen in Freiheit!" sprach Nicolaus mit stockender Stimme zu dem Geheimschreiber.

„Herr Fürst!" fuhr Walther im vorigen Tone fort. „Ihr habt meine unglückliche Verwandte getödtet, meine Braut eingekerkert, ich werde klagend vor der Versammlung der Fürsten, vor dem Könige, ja, wenn es nöthig, vor dem Throne kaiserlicher Majestät, Euch gegenüber treten, ich werde mein Recht finden, ich werde es verfolgen, und deß seid gewiß, diese Todte rächen, bis dahin — harre ich meiner Zeit!"

„Platz!" rief Nicolaus, einen wüthenden Blick auf Walther schießend und den stampfenden Falben herumwerfend. „Platz, Gesindel!" rief er nochmals, und sprengte, von dem Geheimschreiber und den Wappnern begleitet, durch die ausweichende Menge nach der Stadt. — — —

Es war gegen Ende des Juni, als die Stadt Neiße von dem Gefolge der schlesischen Herzöge, die sich zum Fürstentage eingefunden hatten, fast überfüllt war. In der friedlichen Stadt der Kirche — Neiße war in früheren Zeiten durch Schenkung an das Bisthum gekommen — sah es vollkommen kriegerisch aus, denn nicht nur die Herrscher des Landes, sondern fast alle Mächtigen des schlesischen Adels, Deputationen der Städte und des Clerus — letztere beiden unter wehrhafter Begleitung, hatten sich eingefunden. Wo man hinsah, glänzten Harnische, blitzten Schwerter, wehten Schärpen und Fahnen. Auch Pracht aller Art war in der kleinen Stadt entfaltet. Neben dem fürstlichen Hermelin sah man das violette Gewand des Bischofs, die scharlach- oder pelzbesetzten Mäntelchen der Domherren von Breslau, Glogau und Neiße; auf den Kleidern der Hofleute glänzten die schwarzen oder rothen, kleinen oder großen, ganzen oder halben Adler der Fürsten, vermischt mit dem Schachbrett der Prittwitz, dem Seeblatt der Nosch, dem Lamm der Schaffgotsch, der Schnalle der Zedlitz, dem Entenhaken der Oppel, welche die Träger dieser Embleme bald auf der Brust, bald auf den Rücken, bald auf die Aermel gestickt hatten. — Auf dem Markt, in der Umgegend des Rathhauses, war es besonders lebhaft. Hier waren die Fürsten täglich versammelt und daher wimmelte es in der Nähe stets von Neugierigen. Bald sah man einen Herzog in aller Pracht seines Ranges, bald einen einzelnen jungen Rittersmann in blanker Rüstung, mit wehendem Helmbusch, bald einen dicken Domherrn — letzterer Allen, die ihm Kleid oder Aermel küßten, freundlich den Segen ertheilend — die steile Treppe hinaufsteigen, bald schritt ein ehrsamer Rathsherr in schwarzer Kleidung, mit Mantel, Halskrause und Degen geziert, sehr gravitätisch und mit wichtiger Miene herab, um irgend einen unwichtigen Befehl zu geben. Die „Ausreiter" der Stadt — gewöhnlich „des Raths geharnischte Männer" genannt — eine Art Vorgänger der heutigen Gensd'armen, durchzogen mit langen Lanzen in den Händen die Menge, um, wo Alles stille war, mit Sentorstimme zu verkünden, daß „in der Stadt des Königs, des Bischofs und eines edlen Raths Frieden geboten sei, und daß dem, der solchen muthwillig verletze, es an sein Geld, wo nicht an Hand und Hals gehen werde." Fanden sie eine unruhige Volksgruppe, so bedienten sie sich der Lanzen und schlugen damit so lange in das Gewühl, bis sie die Masse auf einige Zeit und einige von den Theilnehmern vielleicht auf ewig beruhigt hatten. Der schlesische Fürstentag — ein Vorläufer der heutigen Ständeversamm-

lungen — war übrigens für das ganze Land von der größten Wichtigkeit. Alle bedeutenden Beschlüsse, die gestellten Forderungen von Seiten des Königs, sowie Alles, was das gemeine Wohl bedarf, vorzüglich aber die dem Könige zu bewilligenden Abgaben und Leistungen, wurden hier berathen. In Beziehung auf die Letzteren waren die Stände weniger bereitwillig, wie in späteren Zeiten, und wir finden in der schlesischen Chronik von Schickfuß — besonders auch in den zu Hermsdorf unter Kynast, wie zu Fürstenstein aufbewahrten, Actis silesiacis — manchen merkwürdigen Zug. So kommt es mitunter vor, daß die Stände die sogenannte Türkenhilfe (ein Contingent) verweigern, weil solche ohne „besondern Succeß angeführt worden," auch versagen sie die Abgaben, „weil dieses Jahr der Hafer nicht sonderlich gerathen, und — wie es sehr naiv weiter heißt — es nicht den Anschein habe, daß er sobald besser gerathen werde." — —

Es war in einer ziemlich ärmlichen Herberge zu Neiße, als Herzog Nicolaus am 25. Junius früh beim Eintritt seines Geheimschreibers vom Lager aufsprang. Der Herzog war noch blässer, wie sonst, sein erloschenes Auge deutete auf eine durchwachte Nacht.

„Nun, Wenzel?" rief er dem Eintretenden entgegen. „Hast Du gestern Abend gut gekundschaftet? — Hast Du Alles so angestellt, wie ich gesagt?" —

„Krächze los, Galgenvogel! Was hast Du erwiedert?" fuhr Jener fort.

„Nicht viel Tröstliches!" sagte der Vertraute mit stechendem Blick. — „Wie Euer Gnaden befohlen, machte ich mich an den Rüstmeister des Herzogs Casimir und an den alten Kurt, den Waffenträger des Herzogs von Münsterberg. Anfangs schienen die Kerle nichts mit mir zu schaffen haben zu wollen, als ich aber von einer Kanne alten Rheinfall sprach, der in der Herberge zur Weintraube zu haben wäre und den ich ihnen zum Besten geben wolle, wurden sie treuherzig."

„Nun? — Und als sie den Grüneberger, den Krätzer, den ich für Rheinfall bezahlen mußte, getrunken hatten — was sagten sie da?" fragte der Herzog, sich unmuthig auf das Lager werfend.

„Nicht viel Gutes, Euer Gnaden!" erwiederte Wenzel achselzuckend. „Der Edelmann, der Dunin, mit dem Ihr den Streit hattet, werde klagend gegen Euch auftreten, auch der Schöff, der Eschenbach, habe wegen des Todes seiner Verwandtin vor den versammelten Fürsten klagen wollen, aber Herr Nosch habe ihn beruhigt, er habe gesagt: es sei

seine Sache, er sei durch diese Gewaltthat in der Eigenschaft als Stellvertreter Eures Bruders beleidigt, er werde sich Genugthuung verschaffen."

„Und welche? — Welche?" rief Nicolaus hastig.

„Ja, da lag der Hase im Pfeffer! Der Rüstmeister wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst, als er die vierte Kanne Rheinfall im Leibe hatte, als er mir um den Hals fiel, mich seinen Vater nannte und eine ewige Freundschaft schwur, da ließ er sich etwas darüber verlauten — — —"

„Nun?" rief der Herzog, „wirst Du reden, Schurke? Will man mir eine Geldpön auflegen?"

„Nichts davon!" erwiederte Jener zögernd.

„Mich gefangen setzen? Als Missethäter etwa?" sprach bitter lachend der Herzog.

„Gefangensetzen? Ja!" fuhr Wenzel immer furchtsamer fort. — „Aber — nicht als Missethäter. Beileibe, das nicht —"

„Du faselst, Wenzel!" schrie Nicolaus, immer lauter lachend. „Nicht als Verbrecher — wozu sie auch kein Recht haben, — aber, als was denn? —"

„Als — als einen Verrückten!" erwiederte der Geheimschreiber, indem er sich furchtsam nach der Thüre umsah.

Nicolaus lachte so anhaltend, aber mit einem so furchtbaren Ausdrucke, daß ein mit dem Gegenstande Unbekannter wohl hätte der Meinung sein können, daß die von dem Vertrauten gemeldete Voraussetzung nicht ungegründet sein dürfte.

„Es ist gut! Es ist recht so!" sprach der Herzog nach einer Weile mit bitterem Tone. „Der Verrückte wird hoffentlich diese klugen Leute auf eine Weise hinter das Licht führen, daß sie an ihn denken sollen. — Mich gefangen setzen! — Bei St. Niclas! noch haben sie mich nicht. Der Vogel wird aus dem Garn sein, ehe sie es denken, und wehe den Vogelstellern, wenn sie zu zeitig an das Zuziehen des Netzes denken sollten!"

„Wohlan, Wenzel!" setzte er nach einer Pause hinzu. „Den ersten Theil Deines Auftrages hast Du ziemlich gut ausgerichtet. Jeder Deiner sechs Würmer soll eine neue Haut bekommen — ich meine ein neues Sonntagskleid, wie ich Dir versprochen; — wie aber steht es um den zweiten Theil Deines Geschäfts?"

„Ich weiß gar nicht, gnädiger Herr, wie Ihr auf's Neue auf die

fatale Geschichte kommt; ich dächte, Ihr solltet noch lange genug daran zu kauen haben," erwiederte etwas ängstlich der Geheimschreiber.

„Elender Schuft!" schrie Nicolaus. „Habe ich Dich um Deinen Rath gebeten? Oder hast Du Dich erfrecht, meinen Auftrag unausgeführt zu lassen?"

„Ach Gott!" sprach furchtsam der Vertraute. „Ich verstehe den Scherz nicht recht, den Euer Gnaden zu machen belieben."

„Du wirst mich gleich verstehen!" erwiederte der Gönner. „Du nimmst zwei von mir bereits erlesene Reisige — den Hans und den Egbert, — Ihr verlasset die Stadt bei Thorschluß und reitet in das Birkenwäldchen rechts an der Breslauer Straße, dort lasset Ihr die Pferde wohlangebunden im Dickicht. Sobald Mitternacht vorüber, begebt Ihr Euch zu der Wohnung Verenens. Ihr bittet dort um Einlaß. Wird nicht geöffnet, erbrecht ihr die Thür. Die Alte wird geknebelt, das Mädchen für's Erste gleichfalls. Die Alte bleibt zurück, Verenen bringt ihr nach jenem Wäldchen, hebt sie vor Euch auf's Pferd, und nun fort, querfeldein, die Straße nach Oppeln. Dort angekommen, lässest Du die Stadt und Burg in Vertheidigungs-Zustand setzen, denn morgen Mittag verlasse ich Neiße heimlich, und bin in wenigen Tagen bei euch." —

„Wie?" rief Wenzel erstaunt. „Ihr wollt des Mädchens Euch mit Gewalt bemächtigen, Frauenraub in der Stadt des Bischofs begehen lassen, vom Fürstentage heimlich entfliehen? Denkt Ihr nicht an Fehde und Absagung von Seiten sämmtlicher Fürsten?"

„Alles bedacht!" erwiederte Nicolaus ruhig. — „Du richtest es so ein, daß Du mit dem Mädchen Abends im Dunkeln vor Oppeln eintriffst, und sendest einen Reisigen voraus, der Euch das kleine Ausfallpförtchen in der Schloßmauer öffnet. Dort also erfährt Niemand etwas; wenigstens kennt man nicht Stand und Namen der Gefangenen. Um hier alles Aufsehen zu vermeiden, zieht Ihr öffentlich und in meiner Livree aus dem Thore, nehmt aber fremde Kleider mit, die Ihr in dem Walde anlegt. — Was mich anlangt, so warte ich ruhig die auf morgen angesagte Versammlung ab und verschwinde Mittags."

„Und was werden die Fürsten zu Eurem Entfliehen sagen?" fragte Wenzel voll Erstaunen.

„Was sie wollen, mein Galgenstrick!" erwiederte Nicolaus, sich wieder auf das Lager zurücklehnend und einen Fuß über den andern schlagend. „Der Umstand, daß sie nicht recht wissen werden, was sie dazu

sagen sollen, ist eben der Hauptspaß. Ueberdem lasse ich eine Schrift zurück, worin ich erkläre, daß ich, wegen mir angedrohter Gewalt, und weil ich die Fürsten nicht als meine Richter anerkenne, entflohen sei, und daß ich über die mir zugegangenen Beschwerden an den Ausspruch des Königs appellire. Außerdem ist mir kein Gesetz bekannt, das einem Fürsten verböte, den Fürstentag zu verlassen, so bald er will."

„Wenn sie aber unter dem Vorwand, daß Ihr Euch, dem ihnen zustehenden schiedsrichterlichen Spruche zu entziehen, entferntet, Euch absagten, den Heerbann gegen Euch aufböten, den König aufforderten, Euch für verrückt, oder wegen Widersetzlichkeit in die Acht zu erklären?"

„So mögen sie herankommen! Die Mauern von Oppeln halten schon so lange, bis ich auf eine oder die andere Art mich mit ihnen verglichen habe," meinte Nicolaus.

„So macht wenigstens Eure Sache durch Frauenraub *nicht noch* schlimmer!" sprach der Vertraute ängstlich. „Der Verräther schläft *nicht*, und da —"

„Könnte er Dich als Helfershelfer angeben. Sie hingen Dich dann auf, und das wäre Jammerschade! Nicht wahr, das ist Deine Meinung?" rief lachend der Herzog.

„Allerdings ist mir mein Hals mindestens eben so lieb, als der eines Andern," entgegnete Wenzel mit stechendem Blicke. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, was mir die Möglichkeit, gehangen oder geköpft zu werden, annehmlich machen könnte."

„Das Oderwerk, guter Galgenschwengel!" sprach gähnend der Herzog. — „Aber höre, Wenzel, bringe mich nicht erst auf. Das Mädchen wird entführt — ich habe es einmal fest beschlossen — und Du bist es, der die Sache in's Werk richtet. Sprich also nicht weiter über diesen Gegenstand; es nützt zu nichts. Du pressest außer dem Vorwerk weiter nichts aus mir heraus, denn dieses ist mindestens sechs mal mehr werth, als der Hals eines Taugenichts, wie Du einer bist. Zum Ueberfluß will ich Dir es schriftlich geben, daß, im Fall Du bei der Geschichte umkommst, Deine Blutegel das Vorwerk haben sollen. Doch jetzt kein Wort mehr! Geh, triff Deine Anstalten, wie ich die meinigen treffen werde."

Mit süß-saurer Miene, kopfschüttelnd und achselzuckend, verließ Wenzel leise, wie er gekommen war, das Zimmer.

Am folgenden Tage — den 26. Juni — war große Session der Stände auf dem Rathhause zu Neiße. Schon mehrere Stunden lang

harrte die ganze Bevölkerung der Stadt, um die Fürsten nach einander ankommen zu sehen. Die weiten, gewölbten Hallen des Rathhauses waren festlich ausgeschmückt. In dem Versammlungssaale hatte man einen königlichen Thron errichtet, über welchem die Wappen von Ungarn und Böhmen, in Gemeinschaft mit dem Adler, der den Halbmond auf der Brust trug, prangten. An dem obern Theile der Lehne großer Armstühle, die um eine lange, mit grünem Tuche bedeckte Tafel standen, sah man die Wappen der Inhaber, bedeckt von dem Herzogshute der Fürsten, der Inful des Bischofs, der Grafen= oder Freiherrnbanne der Standesherren. Ungefähr um 10 Uhr — nach heutiger Zeit gerechnet — begannen die Glocken sämmtlicher Kirchen zu läuten, und von der Höhe des Rathhausthurmes tönte in feierlicher Weise das Veni creator spiritus! von Blasinstrumenten executirt, herab.

Jetzt erschien auch der Bürgermeister, ein ehrwürdiger Alter, dessen langes weißes Haar auf die Schultern herabhing, begleitet von zwei Rathsherren, an der Thüre, um jeden der ankommenden Fürsten, dessen Eintreffen durch den Schall der Trompeten, Zinken und Pauken vom Rathhausthurme herab verkündigt wurde, feierlich zu empfangen und in den Saal zu geleiten. Die glänzenden Anzüge, die blitzenden Harnische, den Purpur, Scharlach und Hermelin, die Decken aller Farben, von denen die ankommenden Züge strahlten, das kriegerische Ansehen der jungen schlesischen Ritterschaft, von welchen stets einige sich in dem Gefolge ihrer Lehnsherren, oder als Schirm= und Klostervögte in dem des Bischofs und der Prälaten befanden, ja selbst die mit Hellebarden bewaffneten, buntgekleideten, auf Brust und Rücken mit dem Adler und dem Engel des Bischofs geschmückten Reisigen, die an den Thüren und auf den Treppen vertheilt waren, alles dieß gab ein so hübsches als bewegtes Bild.

Nach und nach füllte sich der weite Saal. Herzog Casimir von Teschen, als Oberamtshauptmann, nahm, sobald er dem Thron vorbeigeschritten war und vor diesem eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, seinen Platz zu oberst an der Tafel ein, ihm folgten der Bischof und die Fürsten nach Beobachtung der nehmlichen Ceremonien, endlich schlossen die Standesherren. Sobald der Letzte der Stände gekommen war und die Landeshauptleute, die Kanzler, die Ritter und das übrige Gefolge sich in die Nebenzimmer vertheilt hatten, stand der Bischof Johann von seinem Stuhle auf, ihm folgten alle Anwesenden und entblößten die Häupter. Jetzt sprach der Prälat ein lateinisches Gebet, das, sobald

es beendet war, von dem jüngsten der anwesenden Stände, dem freien Standesherrn Sigismund von Kurzbach auf Trachenberg und Militsch, mit einem lauten: Amen! beantwortet wurde, in welches alle Uebrigen donnernd einstimmten und sich hierauf niederließen. Nun endlich begann die Berathung; sie betraf die Erbhuldigung, zu welcher König Wladislaus die Stände nach Olmüz eingeladen hatte, und welche von Letzteren viel Widerspruch fand. Die Sitzung war sehr tumultuarisch. Nur Wenige der Anwesenden waren unbedingt für den Vorschlag des Königs. Einige wollten ihm nicht als König von Böhmen, Andere nicht als Beherrscher von Ungarn den Eid leisten; die Meisten hegten weder zu dem Einen, noch zu dem Andern besondere Lust. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und ein besonderer Umstand trug noch ganz besonders zu der aufgeregten Stimmung bei. In der einen Ecke des Saales befand sich nämlich ein ungeheurer Schenktisch, auf welchem mächtige silberne und zinnerne Krüge, Becher und Humpen aller Art aufgestellt waren. Ein Kellermeister und mehr als ein Dutzend Unterschenken hatten alle Hände voll zu thun, denn selten erhob sich ein geistliches oder weltliches Mitglied der Stände, um seine Meinung kund zu geben, ohne nicht vorher durch einen Trunk Wein, Weißbier oder Schöps — eine ganz besonders beliebte Breslauer Biersorte — die Kehle anzufrischen, oder nach gehaltener Rede die ausgetrocknete wieder zu neuem Wortkampf in geeigneten Stand zu setzen. Da mehrere der anwesenden Fürsten zu der in Verhandlung stehenden Huldigung keine besondere Lust verspürten, diese am Ende aber dennoch unabwendbar schien, so that wenigstens ein Jeder, was er konnte, um solche so viel wie möglich zu erschweren. Der Versammlungsort, die Anzahl des Gefolges, vor Allem die Privilegien, die man sich zu erbitten gedachte, jedes gab zu den heftigsten Debatten Anlaß, und die mächtigen Igel (altschlesisch, für Pokale) gingen immer schneller in die Runde. Der Wortkampf hatte bereits ein paar Stunden gedauert, als ein Ritter und Dienstmann Herzogs Heinrich von Münsterberg, geharnischt, die Rüstung mit Staub bedeckt, in den Saal trat. Er näherte sich seinem Herrn, der zur Seite des Herzogs Platz genommen hatte.

„Endlich kommt Ihr, Ritter Nosch!“ rief Heinrich, indem er die Hand ausstreckte, um zwei Briefe, die der Ritter in der seinigen hielt, an sich zu nehmen, aber der Angekommene sprach, indem er seinen Blick über Herzog Nicolaus gleiten ließ: „Ich bitte Euer Gnaden um einen Augenblick geheimes Gehör!“

Dieser Auftritt hatte für einen Moment die Session unterbrochen, die Blicke Aller richteten sich auf Heinrich, welcher aufstand und dem Ritter folgte. Nicolaus blickte zuerst starr auf den Herzog von Münsterberg, dann vor sich hin, und wie mechanisch umklammerte seine Hand den im Gürtel steckenden Dolch.

„Liebe Vettern, hochwürdige, feste und gestrenge Herren!“ hob jetzt Casimir von Teschen an. „Ich denke, daß, nachdem wir wenigstens über den Punkt der zu vollziehenden Huldigung übereingekommen sind, wir eine kleine Pause machen können, falls Einer oder der Andere sich durch einen kleinen Imbiß erquicken wollte. Möge daher, wenn Ihr es so genehmigt, die Sitzung auf eine halbe Stunde aufgehoben werden.“

Alle Anwesenden standen von ihren Sesseln auf und bildeten Gruppen im Saale.

Am stillsten von allen Anwesenden war Nicolaus. Er sah, daß er von seinen Verwandten — sein Bruder war wegen Krankheit abwesend — sichtlich gemieden wurde. Düster vor sich hinbrütend stand er in einer Ecke. Heinrich von Münsterberg trat endlich zu ihm.

„Um Gott, Vetter, welche Menge Klagen sind gegen Euch eingelaufen, und noch immer kein Ende!“ sagte er, nicht ohne Theilnahme zu zeigen. „Die Verdrießlichkeiten, die Ihr mit dem Vasallen des Vetters Casimir, dem Dunin, zur Ungebühr angerichtet habt, sind noch nicht geschlichtet; Johann Rosch will die Regentschaftsvollmacht in die Hände Eures Bruders zurückgeben, und erklärt, daß er sein Haupt nicht sanft legen wolle, bis Ihr wegen des Todes der Eschenbachin zur Verantwortung gezogen, die Breslauer Geschlechter sind wegen ungebührlicher Gefangensetzung der Verene Jägerburg klagend gegen Euch aufgetreten, und jetzt höre ich mit Schrecken, daß dieses Mädchen, welches gegenwärtig sich hier aufhält, heute Nacht überfallen und entführt, deren Hauswirthin aber geknebelt worden.“

„Was die Klagen des Dunin und des Rosch anlangt, so wird ja der Ausgang erweisen, wer Recht, wer Unrecht hat!“ sprach Nicolaus mit sichtlich erzwungener Ruhe. „Von der Entführung des Mädchens höre ich so eben das erste Wort. Ich denke, man wird mir nicht aufbürden, woran ich keinen Theil habe; es könnte zuletzt dahin kommen, daß ich es zu verantworten hätte, wenn irgend Jemand zu Neiße von einem, während meiner Anwesenheit vom Dache fallenden, Ziegel erschlagen würde.“

„Euer Gnaden würden es allerdings zu verantworten haben, wenn

bemerkt würde, daß einer Eurer Dienstleute ihn — muthmaßlich auf Euren Befehl — herabgeworfen hätte!" sprach in diesem Augenblicke der Bischof Johann, ein hoher Mann von stolzem Ansehen. — „Ja, Herr Fürst, es thut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß ich glaube, diese Entführung sei auf Euren Befehl geschehen."

„Es ist mir einerlei, was Euch zu glauben beliebt!" erwiederte Nicolaus mit dem Blicke verbissener Wuth. „Ich lache zu allen Beschuldigungen, die man nicht erweisen kann."

„Das wird sich finden!" rief der Bischof. „Die Wirthin des Mädchens will in einem der Räuber Euren Geheimschreiber erkannt haben; sie hatte ihm in der Angst die Vermummung vom Antlitz gerissen. Noch heute soll sie ihre Aussage vor mir wiederholen und auf die Reliquien beschwören; thut sie dieß —"

„Dann?" fragte Nicolaus keck und trotzig.

„Dann spreche ich den Bannfluch gegen Euch aus!" rief der Prälat zornig, indem er die Hand gegen den Herzog ausstreckte. „Ich banne Euch in Mitte der Fürstenversammlung, ich banne Euch in meiner Kathedrale bei angezündeten Kerzen und wehenden Fahnen, ich lasse den Fluch an den Kirchenthurm Eurer Stadt anschlagen, und er soll dort nicht eher abgenommen werden, bis das Haupt und die Hand des Elenden, der, Euer Dienstmann, mit oder ohne Euren Befehl in meiner Stadt den Gottesfrieden gebrochen, auf einen Pfahl gepflanzt worden."

„Besänftigt Euch, Hochwürdiger!" fiel Heinrich begütigend ein. — „Es ist nicht recht, daß Ihr meinen Vetter also in's Angesicht bannet, ehe die That erwiesen; hoffentlich wird er sich reinigen können."

Herzog Heinrich hatte freundlich die Hand des Bischofs erfaßt, aber dieser riß sie heftig aus der seinigen und kehrte Beiden den Rücken zu.

Herzog Casimir von Teschen trat jetzt heran. „Ein Wort mit Euer Liebden!" sagte er kalt zu Nicolaus. Heinrich von Münsterberg trat zurück und gesellte sich zum Bischof, welcher sich mit Johann Rosch lebhaft unterhielt. — Nicolaus ließ sein Auge einen Moment auf dieser Gruppe ruhen, dann folgte er dem Herzoge Casimir in eine Fensterbrüstung.

„Vetter!" sagte der Letztere, dort angekommen, zu Nicolaus. „Es liegen jetzt so schwere Klagen gegen Euch vor, daß die Sache meines Vasallen dadurch ganz in den Hintergrund tritt. Es sind Dinge von Euch zur Sprache gekommen, welche die schlimmsten Folgen haben können."

„Und welche Folgen, wenn's beliebt?“ erwiderte Nicolaus barsch.

„Bestricknib, Bann, Acht und Entsetzung!“ sprach Casimir, aufgebracht über den Ton des Fragenden. „Wie gesagt: die Angelegenheit meines Vasallen ist jetzt Nebensache. Ich will Eure Sache nicht noch verschlimmern. Ich könnte Euch zwingen, versteht Ihr, Vetter? zwingen, aber ich will dieß nicht in eigener Angelegenheit, darum rathe ich Euch, befriedigt Dunin's gerechte Forderungen. Später oder früher müßt Ihr es jedenfalls. Jetzt — noch einmal — bitte ich Euch: Gebt Euch darein!“ — —

In demselben Augenblicke trat ein Diener des Herzogs Nicolaus in den Saal. Sein Auge flog wild umher, endlich sah er den Fürsten und eilte auf ihn zu.

„Euer Gnaden!“ zischelte er keuchend. „Das Volk ist sehr aufgeregt; man behauptet: Ihr wäret es, der heute Nacht ein Mädchen entführen lassen, auch sagten Einige, es sei bereits beschlossen, Euch gefangen zu nehmen. Eure Rosse sollten eben gesattelt werden, da stürmte die Menge in den Hof und besetzte die Herberge.“

Stumm, aber mit Wuth im Blick, sah Nicolaus bald auf den Diener, bald auf den Herzog von Teschen. Dieser schien eine Erklärung zu erwarten.

„Nun?“ sagte Casimir endlich mit hartem Ton. „Ihr schweigt? So muß ich reden. Eins oder das Andere. Ergebt Euch gutwillig darein, oder —“

„Verräther!“ rief Nicolaus in diesem Momente in voller Wuth. Wie rasend riß er den Dolch aus dem Gürtel und stieß damit nach Casimir. So wie er sah, daß er diesem blos den Aermel aufgeschlizt hatte, wiederholte er den Stoß und verwundete, jedoch nur leicht, den Fürsten an der Stirn. So wie er das herabrinnende Blut erblickte, wendete er sich nach der andern Seite des Gemaches, wo der Bischof mit Johann Rosch und Hans von Pannewitz, dem Hauptmann von Glatz, sich besprechend, in einer Ecke stand. Hier faßte er den Prälaten bei der Brust und that vier Dolchstöße nach ihm, wovon jedoch nur der letzte denselben am Arme traf. Rosch und Pannewitz, auch der Bischof, wollten den Rasenden festhalten, aber er rang sich los und eilte auf's Neue auf Casimir von Teschen zu. Da dieser das Schwert abgelegt und keinen Dolch im Gürtel hatte, blieb ihm nichts übrig, als zu entfliehen. Nicolaus lief unter heftigen Verwünschungen ihm nach und stieß fortwährend, doch ohne ihn zu treffen, mit dem Dolche nach Ca-

simir, endlich fielen Beide vor der Rathsstube zu Boden. Ein Paar Augenblicke rangen sie, auf dem Boden liegend, mit einander, endlich sprang Nicolaus auf. Schon schwang er den Dolch, schon war er im Begriff, ihn dem Herzoge von Teschen in die Kehle zu stoßen, als Hans Pannewitz, der ein starker, kräftiger Mann war, ihm in den Arm fiel und die Waffe entriß. —

„Mord! Mord!" schrie man indeß im Fürstensaale. „Tödtet den Mörder! Haut ihn in Stücke!" scholl es in den Nebenzimmern.

„Um Christi Martern willen, rettet Euch, oder Ihr seid verloren!" rief ein alter Rüstmeister des Herzogs Nicolaus, der auf der Treppe stand. —

„Nichts! Nichts!" schrie der Rasende. „Der Verräther muß sterben! Er und der Bischof!"

„Fort! Rettet Euch in die Kirche! Dort ist ein Asyl," rief der Vorige. „Wie? Ihr wollt nicht?" — He, Reisige! Heran! wir wollen ihn mit Gewalt in die Kirche bringen."

Des Herzogs Diener und Gewappnete wollten ihn nun in die Mitte nehmen, aber jetzt drangen die Fürsten und Ritter mit gezogenen Schwertern aus dem Versammlungssaal.

„Greift den Elenden!" schrie Casimir, der sich wieder erholt hatte.

„Greift ihn! Todt oder lebendig!" riefen tobend die Ritter und drangen nach der Treppe vor. — In der Verwirrung fiel Nicolaus die Treppe hinab. Er hatte sich beschädigt und mußte von den Seinigen aufgehoben und auf den Armen nach der St. Jakobskirche getragen werden. —

Jetzt stürzten die Fürsten, hinter ihnen der ganze Adel mit gezogenen Schwertern, aus dem Rathhause auf den Markt. Die Bürger wußten Anfangs nicht, was vorgegangen war. — „Mord!" schrie man auf dieser Seite, „Feuer!" erscholl es auf der andern. „Zu den Waffen!" rief man an allen Ecken.

„Zieht die Sturmglocke! Man will die Stadt überfallen!" riefen endlich mehrere Bürger. Das Glockengeläute ertönte, und auch das Feuerkalb — so nannte man ein großes Horn, welches bei solcher Gelegenheit geblasen wurde — begann zu brüllen. Der Lärm war grenzenlos. —

„Hört mich, Ihr Bürger von Neiße!" rief endlich Johann Nosch, welcher, auf einen Eckstein steigend, sich nur mit Mühe Gehör verschafft hatte. „Kein Feind ist in der Stadt, Niemand will Euch übel. Der

Herzog Nicolaus von Oppeln hat Herrn Casimir von Teschen und den hochwürdigen Bischof mit dem Dolch in der Faust mörderisch angefallen, und er soll deßhalb verhaftet werden."

„Unsern Herrn, den Bischof, angefallen? Es ist erschrecklich!" rief entsetzt der Eine. „Den Frieden einer Stadt, der Kirche gebrochen? Schlagt ihn todt!" schrie der Andere. „Ja, schlagen wir ihn todt!" rief der ganze Haufen.

Nur mit Mühe konnte Nosch und der Bischof die Bürger davon abbringen, prompte Justiz zu üben, endlich beruhigten sie sich, und der bewaffnete Adel, die Fürsten voran, stürzte mit gezogenen Schwertern nach der Jakobskirche. — Wüthend drang der ganze Haufen durch die eingeschmetterte Thür. Ein sonderbares Schauspiel erwartete die Angreifenden. Herzog Nicolaus hatte sich auf den Hochaltar geflüchtet. Hier stand er, mit in Unordnung gerathenen Kleidern, aufgelösten Haaren, wilden, rollenden Blicken, und umarmte das auf den Tabernakel aufgepflanzte Kreuz. — —

Beim ersten Anblick des fürstlichen Verbrechers erhob sich von allen Seiten ein Wuthgeschrei. Mit geschwungenen Schwertern stürzte der ganze Haufen der Edeln nach dem Altare, aber so wie sie diesem näher kamen, erstarb der Angriffsruf, die Schwerter senkten sich, Niemand getraute sich, die Umhegung des Hochaltars zu betreten, eine Todtenstille trat ein.

Mehrere Momente hatte diese Scene gedauert, als der Bischof, ohne ein Wort zu reden, mit tönendem Schritte und unter Begleitung des Domherrn von Füllenstein nach der Sacristey eilte. Alle erwarteten schweigend, was geschehen werde. Endlich kehrte der Prälat zurück. Er hatte das Pluvial umgeworfen und trug die Inful auf dem Haupte, den Stab in der Hand.

„Als Fürst der Kirche," rief er mit starker Stimme, „vermöge der Gewalt, die mir gegeben ist, hebe ich das Asyl dieses Gotteshauses auf! Im Namen Gottes und in dem der beleidigten Kirche befehle ich Euch, ergreifet diesen Verräther."

Kaum waren die letzten Sylben dieser Rede über die Lippen des Bischofs gegangen, als die ganze Schaar stürmend und mit wüstem Geschrei auf den Altar zudrang. Im Nu war Nicolaus herabgerissen. Hundert Schwerter und Dolche funkelten über seinem Haupte, er würde augenblicklich niedergemacht worden sein, wenn nicht der Ritter Johann Nosch ihn mit seinem Körper bedeckt hätte.

„Das wolle Gott nicht,“ rief er aus, „daß ein schlesischer Fürst, gleichviel, was er auch verschuldet, wie ein gemeiner Meuterer und Rebell, ohne sich verantworten zu dürfen, niedergehauen werde! Ich bitte Euch, liebe Herren! bedenkt, was Ihr beginnet, und dann seid seine Richter nach Recht und Gesetz.“

„Richter?“ schrie Nicolaus, den Ritter mit Wuth unterbrechend, „es gibt Niemand, der mich zu richten befugt sei.

„Ich bitte Euch, Vetter, reizet die Zornigen nicht noch mehr!“ sagte Heinrich von Münsterberg leise.

Seine gute Meinung erregte die Wuth des Herzogs nur noch mehr. —

„Schweig!“ rief er mit flammenden Augen, „auch Dich habe ich erstechen wollen. Zeige die Briefe, die man Dir gebracht hat, um mich zu fangen.“

„Um Gott!“ rief Heinrich erstaunt, indem er einige Briefe aus dem Koller zog. „Siehe selbst, ob nur Dein Name in diesen Briefen genannt wird.“

„Ihr braucht Euch bei dem Verräther nicht zu rechtfertigen, Vetter Heinrich!“ fiel Herzog Casimir ein, indem er den Fürsten von Münsterberg bei Seite drängte. „Bringt,“ rief er einigen seiner Ritter zu, „den Gefangenen in den Brückenthurm; dort soll er sein Urtheil erwarten.“

Die Vasallen Casimirs wollten Nicolaus abführen, aber wie toll und rasend schlug er um sich, die Kleider wurden ihm stückweise vom Leibe gerissen; endlich ergab er sich, erschöpft von der unnützen Anstrengung. Nach so langer Aufregung war Erschlaffung eingetreten. Die Zähne klapperten ihm vor Frost, den die Kirchenkälte bei dem fast gänzlich Entblösten hervorbrachte. Ein Edelmann, Namens von Schellendorf, erbarmte sich seiner und gab ihm, um sich gegen die Nässe des Gefängnisses schützen zu können, seinen mit Fuchs gefütterten Rock. — Gleich darauf ward er nach dem Gefängnisse abgeführt.

Während dieß in der Kirche vorfiel, hatte sich die Bevölkerung der Stadt beruhigt. Sowie Nicolaus in den Thurm gebracht worden war, nahm Alles wieder ein friedliches Ansehen an. Die Menge verlief sich. Nur auf dem Rathhause war den ganzen Tag über Leben und Bewegung. Die Fürsten waren in permanenter Sitzung beisammen, sie deliberirten über das Geschick des Herzogs von Oppeln. Die Ansichten waren sehr getheilt. Casimir von Teschen und der Bischof, die am schwersten Beleidigten, drangen darauf, ihn ohne Weiteres zum Tode

führen zu lassen. Diesem widersprachen die minder Mächtigen, vor Allem die Standesherren; sie wollten um der Zukunft willen nicht einen Präcedenzfall dieser Art aufkommen lassen. Einige redeten davon, dem Könige die Bestimmung der Strafe zu überlassen; diesem Vorschlage aber widersetzte sich sogleich eine große Mehrheit. „Dem Könige sei noch nicht gehuldigt!“ rief man, „noch sei ungewiß, was aus der ganzen Huldigung werden würde, die Bestrafung eines so ungeheuern Verbrechens, wie der Bruch des Gottesfriedens in Mitte der Fürstenversammlung, erheische die schleunigste und strengste Ahndung.“

Während aber die Fürsten sich über das Geschick des Herzogs nicht vereinigen konnten, war auch der Rath von Neiße — der Möglichkeit eines Befreiungsversuches wegen — in fortwährender Sitzung versammelt geblieben. Die Mitglieder waren in ihrer gewöhnlichen, alterthümlichen Halle im Gespräche beisammen. Sie gingen, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, paarweise auf und ab, oder umstanden ihren Präses, den Bürgermeister Arnold Lange, einen stattlichen Greis von ehrwürdigen, jedoch strengen Zügen, indem sie mit Achtung auf dessen Rede lauschten. So mochte ungefähr Nachmittag sechs Uhr herangekommen sein, als Hufschlag galoppirender Pferde auf dem Markte ertönte, und wenige Augenblicke darauf Walther Eschenbach im staubbedeckten Reitkleide, ein langes Schwert an der Seite, hereintrat.

„Nun, wie ist es? Seid Ihr ihnen auf die Spur gekommen?“ sprach ein junger Rathsherr, der mit Walther befreundet schien, indem er dem Eintretenden die Hand reichte.

„Fragt mich nicht!“ entgegnete Jener schmerzhaft und mit verstörtem Antlitz. „Wir haben die Pferde auf der Straße nach Breslau, bis gegen vier Meilen von hier, fast todt gejagt, und auf der Rückkehr alle Dörfer, rechts und links, durchstreift, aber wir erkundeten nicht das Geringste.“

Die Anwesenden hatten indeß einen Kreis um die Sprechenden gebildet.

„Wie Ihr gehört haben werdet,“ sagte der Bürgermeister, der hinzutrat, „so hat sich das Gerücht verbreitet, als sei Eure Braut von Leuten, die in den Diensten des Herzogs von Oppeln stehen, geraubt worden, und ich habe deßhalb sogleich mit unserem gnädigen Herrn, dem Bischof, gesprochen. Se. Gnaden haben darauf den Klostervogt, Ritter Birk von der Duba, mit zwanzig Reisigen schleunig auf der Straße von Oppeln nachgesendet.“

„O dann erlaubt mir, gestrenger Herr, daß ich diesen schleunig nacheile!" rief Walther rasch. „Mit einem frischen Pferde —"

„Das geht nicht an, Herr Schöffe!" fiel etwas rauh der Vorige ihm in's Wort. „Es geziemt Euch wohl, der Braut und Eurer Ehre Euch anzunehmen, aber die Ehre und das Wohl gemeiner Stadt erheischt Eure Anwesenheit. Ein Verbrechen ist begangen, der Frieden des Fürstentags in Mitte der frommen und bischöflichen Stadt Neiße gestört worden, der Rath muß deßhalb beisammen bleiben und darüber wachen, daß sich Auftritte, welche unsern Privilegien und Gerechtsamen gefährlich werden können, nicht erneuern."

Walther schien noch etwas einwenden zu wollen, aber der Bürgermeister fiel mit gerunzelter Stirne ein:

„Denkt an Euern Eid, Herr Schöffe, und nun kein Wort mehr!"

Eben trat ein Ritter des Herzogs Casimir in's Zimmer.

„Herr Bürgermeister!" sagte er, zu diesem tretend, „im Namen des Herzogs von Teschen und Eures gnädigen Herrn, des Bischofs, soll ich Euch auffordern, morgen mit Sonnenaufgang den Schöppenstuhl zu Ausübung des Blutbanns zu versammeln."

„Und wer soll durch uns gerichtet werden!" fragte Arnold Lange mit Ruhe.

„Die Fürsten haben beschlossen, Herrn Nicolaus von Oppeln vor Euer Gericht zu stellen," erwiederte der Ritter.

„Was?" rief mit Erstaunen einer der Schöffen. „Den Herzog von Oppeln?"

Einen regierenden Herrn vor den Schöppenstuhl?" fiel ein Anderer in gleichem Tone ein. „Herr Ritter, dies ist unmöglich."

„Und warum unmöglich?" fragte einer der Bürger kalt. „Ein Mordanfall ist innerhalb der Mauern der Stadt versucht worden, wir sind durch das Gesetz berufen, den Thäter zu richten."

„Verzeihet Herr!" fiel einer der Anwesenden ein, „der Verbrecher ist ein Fürst. Nur seines Gleichen vermag ihn zu verurtheilen."

„Ich bin nicht Eurer Meinung, Schöff," sagte ein Zweiter zu dem Vorigen. „Die Fürsten stellen den Herzog vor den Schöppenstuhl. Sie übertragen uns damit ihr Amt und müssen am besten wissen, was zu thun ist."

„Weder dieß, noch jenes ist der Grund, um einen Ausspruch über den Herzog thun zu können!" fiel der Bürgermeister ruhig ein. „Die Fürsten wollen nicht über den Herzog zu Gerichte sitzen, weil sie die

durch ihn Verletzten, die Kläger sind, den König wollen sie nicht zum Richter aufrufen, weil sie ihm noch nicht gehuldigt haben, sie fordern unsern Richterspruch gewissermaßen als ein Gutachten. Dieß zu geben, sind wir verpflichtet; die Fürsten mögen dann zusehen, ob sie den Spruch vollziehen wollen oder nicht. Herr Ritter!" setzte er, zu dem Abgeordneten gewendet, hinzu: „Vermeldet Sr. Gnaden, dem Herzoge, und unserm gnädigen Herrn, dem Bischof, unsern Gehorsam, und sagt ihnen: ich würde das Halsgericht zusammenberufen und dieß halten morgen bei Sonnenaufgang auf offenem Platze und nach alter Sitte."

Der Ritter entfernte sich und brachte die Botschaft nach dem Fürstensaal. Casimir hatte hier vollständig obgesiegt. Nachdem einmal das Unerhörte, einen regierenden Herrn als Verbrecher vor ein Stadtgericht zu stellen, durchgegangen war, erschien alles Uebrige nur als Nebensache. Der Herzog von Teschen nahm alle Effecten des Verurtheilten in Beschlag. Alle seine Diener und Räthe wurden gefänglich eingezogen. Man ging sogar so weit, dem Unglücklichen weder Essen noch Trinken zukommen zu lassen, und die Verurtheilung für so gewiß anzunehmen, daß man ihn durch den Domherrn von Füllenstein zum Tode vorbereiten ließ. — Nicolaus war inzwischen ruhiger geworden, oder vielmehr, er war in eine so vollständige Apathie versunken, daß er Alles that, was man verlangte. Er beichtete und machte sein Testament.

Der Morgen des folgenden Tages erschien. Schon seit Tagesanbruch waren die Fürsten auf dem Rathhause versammelt. Eine große Volksmenge durchwogte die Straßen, auf dem Markte war das Gedränge furchtbar, die Reisigen des Bischofs, angeführt von den Rittern und Schirmvögten des Prälaten, vermochten die Menge kaum von einem mit Seilen eingehegten leeren Platze, der mit rothem Tuche belegt und gerade der Rathhausthüre gegenüber gelegen war, abzuhalten. Auch in der Nähe des Brückenthurms hatte man allerlei Zurüstungen getroffen. Eine große, mit schwarzem Tuche bedeckte Tafel war unter freiem Himmel aufgeschlagen. Dreizehn Sessel umstanden den Tisch, der Bürgermeister und die Schöppen hatten sie eingenommen. Auf der Tafel befanden sich ein Crucifix, mehrere Aktenstücke, Schreibzeug und ein kleiner, weißer Stab. Ein Kreis Gewappneter hielt das Volk entfernt. Jetzt erhob sich der Bürgermeister Lange. Der Alte war, wie alle Uebrigen, schwarz gekleidet mit weißer Halskrause. Auch Walther Eschenbach befand sich an der Gerichtstafel; er saß, als der jüngste Schöppe, am Ende der Tafel, er schien blaß, niedergeschlagen, nachdenkend, und fuhr

heftig auf, als sich der Bürgermeister an ihn wendete: „Da die Bank bestellt und Dinges vonnöthen," rief er nach altem Ritual mit starker Stimme, „so seid Ihr, Schöff Walther Eschenbach, befragt: „ob ich Ding hegen mag?"

„Die Bank ist besetzt nach gemeinem Recht, heget Ding von Rechtswegen!" entgegnete aufstehend und sich wieder niederlassend der junge Mann.

„Schöff Bernhard Görresheim! Ihr seid befragt: ob ich dem Gerichte Frieden gebieten mag, nach gemeiner Stadt Recht?" hob der Bürgermeister, sich zu einem Zweiten wendend, an.

„Euer Gestrengen gebiete den Frieden billig von Rechtswegen!" antwortete der Gefragte.

„So gebiete ich diesem Ding," rief Arnold Lange, indem er die Hand erhob, „den Frieden des allmächtigen Gottes, unseres allergnädigsten Oberherrn, des Königs von Ungarn und Böheim Frieden, unsers gnädigen Herrn, des Bischofs, der Stadt und des Rathes Frieden. Ich gebiete ihn allen Denen, so Friede lieb und Unfriede leid. Wer aber dieses Ding störet mit Worten, dem gehet es an sein Geld, wer es störet mit Werken, dem gehet es an Hals und Hand. Schöff Georg Kanold! ich frage Euch: ob ich Frieden geboten, wie Recht, und ob dieses Ding Gewalt hat über Leib und Leben?"

„Ihr gebotet Frieden nach uraltem Recht, und das Gericht hat Macht über Leib und Gut, über Haut und Haar!" sprach der Schöppe.

„So widerfahre Jedem nach Recht, im Namen des allmächtigen Gottes! Ich aber, Arnold Lange, Bürgermeister dieser Stadt, eröffne das Blutgericht. Möget Ihr urtheilen nach Eurem Gewissen, nach uraltem Recht über Leib und Leben, Haut und Haar, Hab und Gut! — Schergen! führt den Beklagten vor!"

Die Häscher öffneten das kleine, eisenbeschlagene Pförtchen des Thurmes, und wenige Augenblicke nachher trat Herzog Nicolaus in Mitte einer Anzahl Bewaffneten, heraus. Er schien niedergeschlagen, war todtenbleich, doch wie er das Gericht in voller Sitzung erblickte, wie er an das untere Ende des Tisches geführt wurde, übergoß eine dunkle Röthe sein Antlitz. Er schien so von Erstaunen ergriffen, daß er keines Wortes mächtig war.

„Hier stehet der Herzog Nicolaus von Oppeln!" rief der Bürgermeister. „Wer gegen ihn zu klagen hat, der klage jetzt und schweige nachher."

Jetzt erst konnte der unglückliche Fürst Worte finden. „Was wollen diese?“ rief er mit Staunen. „Wie unterstehen sich diese Leute, einen Fürsten zu richten, oder wohl gar zu verurtheilen?“ Niemand antwortete ihm. Ein schwarzgekleideter Mann trat an den Tisch und überreichte dem Bürgermeister eine Schrift.

„Ich, Dietrich von Scharfenberg,“ sprach er, „Sr. bischöflichen Gnaden Rath, klage im Namen meines gnädigen Herrn, im Namen des Oberlandshauptmanns, Herrn Casimirs von Teschen, und im Namen sämmtlicher Fürsten und Herren den hier gegenwärtigen Herzog Nicolaus von Oppeln an des Bruches des Land= und Gottesfriedens, des Mordversuchs und Verraths; ich klage ihn an auf Verlust des Hauptes, auf Verlust von Hab' und Gut.“

„Elender!“ rief Nicolaus zitternd vor Wuth. „Hätte ich Schwert und Dolch, Deine Zunge sollte in Deinem Schlunde nicht sicher sein!“

Der Bürgermeister verlas nun die Schrift. Sie enthielt die Erzählung der Vorfälle des vorigen Tages und schloß mit einem Antrage auf die Verurtheilung.

„Was habt Ihr auf die Klage zu erwiedern? Womit denkt Ihr Euch zu vertheidigen?“ fragte der Bürgermeister, als er geendet hatte, den Herzog.

„Was ich erwiedere?“ rief Nicolaus wild. „Daß Ihr Elende seid, Leute aus dem Pöbel, die nicht das Recht haben, einen Fürsten vor Gericht zu ziehen. Womit ich mich vertheidigen will? Mit Absagebrief und Fehde, mit Schwert und Lanze, mit Dolch und Feuerbrand!“

„Ihr habt gehört, was der Beklagte erwiederte!“ sprach Arnold Lange kalt zu den Schöppen. „Schöff Heinrich Wüstenberg! ich frage Euch: Was urtheilt gemeines Recht über den Friedensstörer und Mörder?“

„Den Tod durch's Schwert, den Verlust von Hab' und Gut!“ antwortete dieser.

„Wohlan!“ rief der Bürgermeister. „So lasset uns denn zur Abstimmung schreiten.“

„Erlaubt, gestrenger Herr, verzeihet, werthe Schöppen und Mitbürger!“ sagte ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen. „Sintemal Herr Nicolaus nur dem Ausspruche des Königs, nicht dem der Fürsten, noch dem Blutbann unseres gnädigen Herrn, des Bischofs, unterthan ist, meine ich, wir können nicht über ihn ein Urtheil fällen.“

„Dem muß ich widersprechen, Herr Schreibersberg!“ entgegnete rasch aufstehend ein jüngerer Schöppe. „Die Fürsten, der Bischof,

stellen einen Verbrecher, nicht einen regiererenden Herrn, vor unsern Stuhl, sie müssen wissen, mit welchem Recht; sie fordern nur unser Urtheil über das Vergehen, wir geben es, das Vollziehen ist ihre Sache."

„So denke auch ich!" rief ein anderer Beisitzer des Gerichts.

„Und ich! Und ich!" fielen Mehrere ein.

„Wäre das Verbrechen von irgend Jemand begangen worden, der dem Blutbann unseres Herrn, des Bischofs, unterworfen ist, so könnte das Urtheil nicht anders, als auf Verlust des Hauptes lauten!" hob der alte Schöppe, der zuerst gesprochen, von Neuem an. „Das Vergehen ist offenkundig, darüber kann kein Zweifel walten. Es kommt nur darauf an, ob uns die Verurtheilung zusteht?"

„Wohl!" fiel der Bürgermeister ein. „Die Sache ist nicht schwer zu entscheiden. Ich frage Euch also, ehrsame Schöppen dieses Gerichts: Welche Strafe verdient Der, welcher den Land- und Gottesfrieden bricht?"

„Den Tod!" riefen Alle einstimmig.

„Wer diese Meinung ausgesprochen hat, erhebe sich von seinem Sitz!" rief Arnold Lange.

Alle Beisitzer standen auf.

„Alle sind über Strafe und Verbrechen einverstanden!" sagte der Bürgermeister. „Ich werde Euch also jetzt die entscheidende Frage stellen können. Wer sie bejahend beantwortet, spricht damit zugleich das Todesurtheil über den Herzog Nicolaus aus. Ist die Strafe, die den gemeinen Landbeschädiger und Friedensstörer trifft, auch von uns über den hier gegenwärtigen Fürsten von Oppeln zu verhängen? Wer diese Frage bejahend beantwortet, stehe auf und erhebe die Hand, wer sie verneint, behalte seinen Platz."

Mehrere Schöppen erhoben sich rasch, andere — auch Walther — behielten ihre Plätze, der Bürgermeister, welcher gleichfalls aufgestanden war, wollte eben die Stimmen zählen, als sich ein furchtbares Getümmel unter dem Volke erhob. „Sie bringen sie! Sie bringen die Räuber!" rief es hier und dort.

Aller Augen richteten sich nach jener Seite. Ein Trupp Reisiger zog langsam durch das Gewühl. Sie hatten einige Männer, denen die Hände auf den Rücken gebunden und deren Rosse an die ihrigen gefesselt waren, so wie eine todtenbleiche Frauengestalt in ihrer Mitte.

„Seht einmal! der Geheimschreiber des Fürsten von Oppeln ist

also doch unter den Räubern!" rief eine Stimme. — Wirklich war es so. Wenzel war gefangen, er schien tödtlich verwundet, denn seine Kleider starrten von Blut, er konnte sich kaum auf dem Pferde halten.

Jetzt war der Haufen unweit der Gerichtsversammlung. Das Auge Walthers fiel auf die Frauensperson, die in Mitte der Reisigen daher zog. „Verena!" rief er aufspringend und indem er aus dem Kreise trat, seine Hände nach dem Mädchen ausstreckend.

Verena schien bis zum Tode erschöpft. Ihr Gesicht zeigte nicht eine Spur von Farbe, das schöne Haar hing aufgelöst über den halbentblößten Nacken. Die Schaar zog vorüber. Der Bürgermeister begann die Stimmen zu zählen.

„Sechse stimmen für den Tod!" hob er an. „Die Andern sind — — Aber was ist das, Schöff Eschenbach? Warum verlasset Ihr die Gerichtsbank? Erkläret jetzt, für was Ihr stimmt."

„Für den Tod des Verbrechers!" rief Walther mit einem Ausdruck des Auges und der Züge, in denen sich tödtlicher Haß abspiegelte. Der junge Mann hielt die Hand hoch gen Himmel. — Arnold Lange überzählte jetzt die Stimmenden.

„So verdamme ich Dich, Nicolaus von Oppeln, zum Tode durch das Schwert!" rief er laut, indem er nach dem auf dem Tische liegenden Stäbchen griff, es zerbrach und es dem Bestürzten vor die Füße schleuderte. „Ich verdamme Dich im Namen dieses Halsgerichts und rufe Zeter über Dich."

„Elende Buben!" schrie Nicolaus, nachdem er sich von den ersten Schrecken des Augenblicks erholt hatte. „Ihr wagt es also wirklich, ein schimpfliches Urtheil über einen Fürsten auszusprechen? Ihr täuscht Euch indeß, wenn Ihr meinet, daß es vollzogen werden wird. Gefängniß wird mein Loos sein — dieß weiß ich, denn weiter können meine Feinde sich nicht selbst, nicht ihre eigene Ehre vergessen — bin ich aber wieder in Freiheit, dann wahret Eure Häupter."

„Wo ist der Domherr von Füllenstein, wo der Ritter des Herzogs von Teschen?" fragte Arnold Lange, ohne die Worte des Herzogs einer Antwort zu würdigen.

Der Domherr und ein vom Kopf bis zum Fuße schwarz Geharnischter, denen eine Schaar Reisige folgten, traten zu dem Gerichtstische. —

„Was soll das? — Was wollt Ihr, Ritter Eberstein?" rief Nicolaus mit Entsetzen, als der Gewappnete das Visir aufschlug.

„Wir haben den Befehl, Euch zum Tode zu führen!" erwiederte dieser mit rauher Stimme.

„Wie?" rief Nicolaus aufhebend. „Es kann nicht sein! Die Fürsten, meine Vettern, sollten ihren Verwandten durch diese elenden Bürger verurtheilen und das Urtheil wirklich vollziehen lassen?"

„So ist es, gnädiger Herr!" sprach Füllenstein sanft. „Ich sagte es Euch vorher. Ergebet Euch in Euer Schicksal und bedenket blos Euer Seelenheil."

„Nein — Nein! Es ist unmöglich. Ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben!" rief der Unglückliche verzweifelnd.

„Bedenket, edler Herr!" fuhr Füllenstein ihm zusprechend fort, aber Nicolaus unterbrach ihn sogleich. „Ihr werdet mich nicht glauben machen, daß man mich wirklich hinrichten will!" rief er mit sich immer steigender Angst. „Mein Vetter Casimir, der Bischof, sie wollen mich nur in Schrecken setzen. Ich wollte es glauben, daß sie die Absicht hätten, mich zu tödten, wenn sie mich sogleich nach der That zum Blocke schleppten; aber dieses Schauspiel, — dieses Gericht — nein, es ist unmöglich! Nicht wahr, Ritter Eberstein, es ist nur Täuschung? Sprecht ich bitte Euch! — Laßt es jetzt genug sein."

„Ihr dauert mich, Herr!" entgegnete düster und in tiefem, schaurigem Tone der Gefragte. „Ihr wollt indeß Gewißheit, und ich gebe sie Euch. Mein Ritterwort darauf: Ihr werdet zum Tode geführt; Ihr habt nicht mehr eine halbe Stunde zu leben."

Es ist eine im Menschenleben häufig vorkommende Wahrnehmung, daß das gewisse, unabwendbare Unglück, sobald es sich als ein solches entschieden dargestellt hat, viel von seiner Schärfe, von seiner Bitterkeit verliert. So wie Eberstein jene Worte gesprochen hatte, schien der Herzog fast umgewandelt. Seine Haltung ward von Secunde zu Secunde fester, ruhiger, man konnte sagen, edler. Ein Ausdruck von Würde zeigte sich in seinem Antlitz. Er wendete sich dann zu den Beisitzern des Gerichts.

„Schöppen von Neiße!" sprach er gefaßt. „Ich vergebe Euch das Urtheil, das Ihr gesprochen. Die Nachwelt wird Euch deßhalb tadeln, sie wird Euern Ausspruch, wenn nicht einen ungerechten, doch einen ungesetzlichen nennen; dieß wird Eure Strafe sein. Ich bin jetzt bereit, Euch zu folgen, Ritter Eberstein!"

Eben wollten die Reisigen den Herzog in die Mitte nehmen, als ein Auge auf Walther Eschenbach fiel, der dicht neben ihm stand.

„Walther!“ sagte der Herzog. „Ich habe Euch schwer beleidigt, ich habe auf doppelte Weise Euch Böses gethan. Ihr werdet jetzt gerächt, Euer Ausspruch ist es, der mich zum Tode sendet. Ich nenne ihn gerecht und rechne Euch meinen Tod nicht zu; ich bitte Euch aber — vergebet mir, wie ich Euch vergebe.“

Schweigend reichte Walther dem Herzoge die Hand; dieser drückte sie leicht, dann sagte er bitter zu Füllenstein: „Kommt, lieber Herr, wir wollen meine Vettern nicht so lange warten lassen!“

Durch eine unzählige Volksmenge bewegte sich der Zug nach dem Markte. Ein Volksmeer bedeckte den Platz. Nur die Rohheit jener Zeiten kann es entschuldigen, daß alle Fürsten und Herren sich auf dem Rathhause versammelt hatten, um das Todesurtheil vollstrecken zu sehen. Herzog Casimir jubelte, als er den Todfeind zur Hinrichtung führen sah. Er betrachtete diese wie einen erfochtenen Sieg.

„Ist der Ritter Rosch in der Nähe!“ fragte Nicolaus mit leiser Stimme den Domherrn. „Ich habe ihn oft gekränkt und möchte ihm wohl einige freundliche Worte sagen.“

„Er hütet sein Lager,“ entgegnete Jener. „Als er Euch mit seinem Körper deckte, ward er im Gedränge am Genick verwundet!“

„Noch ein Tropfen mehr im Wermuthkelche!“ sagte Nicolaus seufzend.

So wie der Zug dem Rathhause gegenüber angekommen war, warf Nicolaus einen schmerzlichen Blick auf die versammelte Menge, die ihn größtentheils mit Blicken des Hasses betrachtete, so wie auf die Fenster des Rathhauses, von wo die versammelten Stände dem blutigen Schauspiele zusahen. — Dann hob er die Augen gen Himmel und brach in die Worte aus: „O Neiße, Neiße, haben Dich meine Vorfahren deßwegen der Kirche geschenkt, daß Du mir heute das Leben nehmen sollst?“

So wie er die mit rothem Tuch bedeckte Richtstätte betreten hatte, fragte der Ritter, der ihn bis dahin begleitet hatte: ob er noch einen Wunsch habe, dessen Erfüllung möglich sei?

Nicolaus besann sich einen Augenblick. Die Worte der Eschenbach, die sie an dem Ufer der Oder, wenige Minuten vor ihrem Tode ausgesprochen, fielen ihm ein.

„Lieber Herr!“ sagte er darauf. „Ist es möglich, so lasset meinen Körper nach Oppeln zur Bestattung bringen und das Thor, durch welches er einzieht, auf ewig vermauern.“

Der Ritter machte eine bejahende Bewegung mit der Hand, Füllenstein sprach einige leise Worte zu dem Herzoge, dieser kniete nieder und verrichtete ein andächtiges Gebet. Wie er dieses beendigt hatte, machte er sich den Hals frei, doch dauerte es längere Zeit, da er mit den langen herabhängenden Haaren nicht fertig werden konnte, und der Nachrichter ihm seine eigene Kopfbedeckung aufsetzen mußte, um jene darunter zu verbergen. So wie dies geschehen war, rief der Unglückliche mit lauter Stimme: „Jesus!" — aber in diesem Moment rollte auch sein Haupt auf die augenblicklich von einem Blutstrahl überströmte Decke.

Man hat in späteren Zeiten in dem Umstande, daß eine Fürstenversammlung Einen ihres Gleichen vor ein Stadtgericht hatte stellen, verurtheilen und wirklich hinrichten lassen, manches Unbegreifliche finden wollen, man behauptete, Nicolaus sei heimlicher Anhänger der Hussitischen Lehre gewesen, aber diese Annahme zerfällt sogleich, wenn man bedenkt, daß durch die Wahl des Königs Wladislaus den Hussiten selbst in Böhmen ihre Rechte gesichert waren. Versetzt man sich in die Denkungsart in jenen Zeiten; bedenkt man die damalige Sittenrohheit; vergißt man nicht, daß Nicolaus sich durch Handlungen grausamer Art allgemein verhaßt gemacht, so daß er vielleicht nicht mit Unrecht seine nahe Gefangennehmung vor sich sah, will man — wie einige noch behaupten — annehmen, daß er zuweilen Anfälle von Raserei hatte, und daß es in einem derselben war, wo ihn sein sonstiger Haß gegen Casimir zu der unsinnigen That verleitete, so verschwinden jene Zweifel und Bedenklichkeiten. König Wladislaus empfand zwar das so unerhörte und eigenmächtige Verfahren der Schlesischen Stände Anfangs sehr übel, aber er ließ sich bald beruhigen. Herzog Casimir schien auch bereits im Voraus davon versichert zu sein, denn er zog einen Theil der Güter des Herzogs Nicolaus ein, und wählte dessen beste Pferde — gleich als ob er ihn in offener Fehde besiegt hätte, — für sich selbst aus. — —

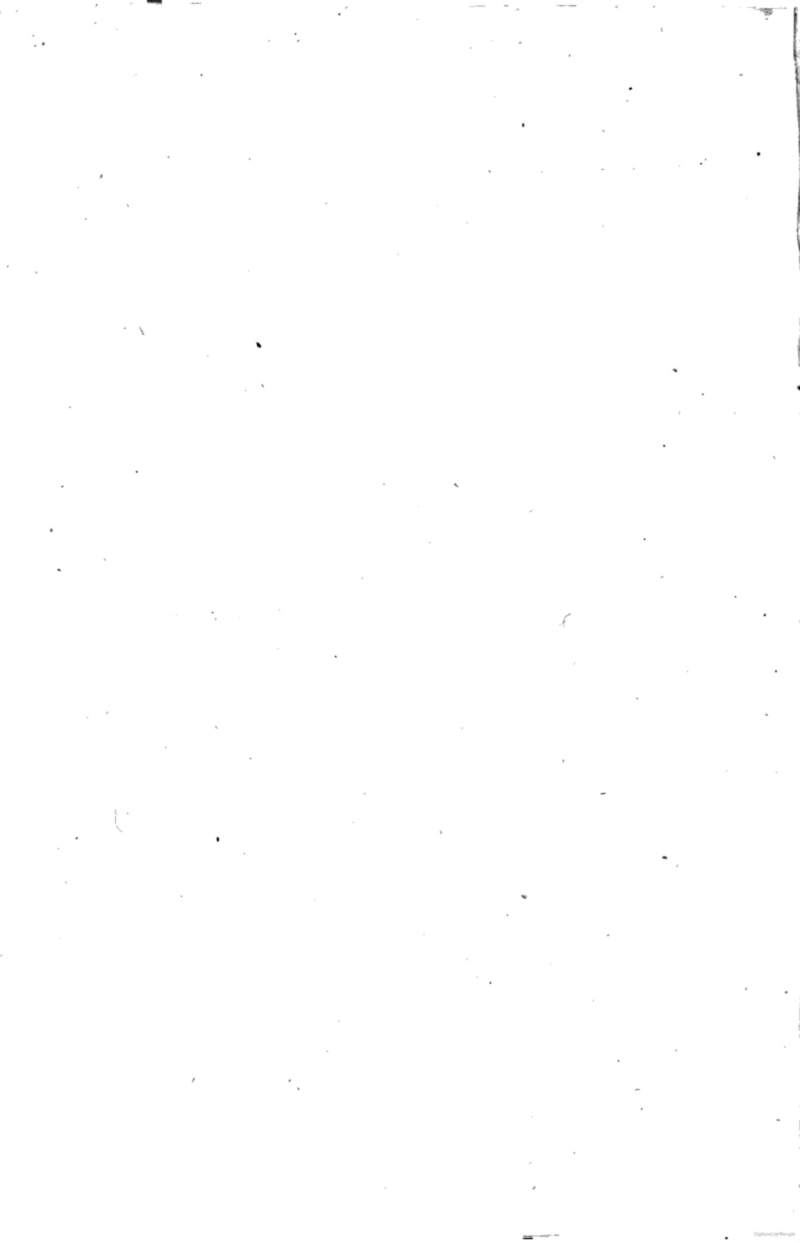
Dem Leser, der sich für das Schicksal Verenens und ihres Bräutigams interessirt, können wir noch berichten, daß erst nach Monaten sich das Mädchen von einer Krankheit, welche der Schrecken der Entführung ihr zugezogen, wieder erholte, und daß beinahe ein Jahr verging, ehe die Verbindung Beider, wozu sich der Ritter Johannes Nosch als Hochzeitsgast einfand, gefeiert werden konnte.

Der Geheimschreiber Wenzel starb an den bei seiner Gefangennehmung empfangenen Wunden. Nur mit Mühe bewog Rosch den Herzog Johann, für die Hinterlassenen des Vertrauten seines Bruders zu sorgen. —

Die Huldigung der alten Herzoge in Kärnthen.

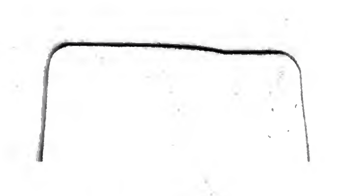
Die Huldigung, welche den alten Herzogen in Kärnthen bei dem Antritt ihrer Regierung geleistet wurde, ist eben so sinnreich als eigenthümlich. So oft ein neuer Herzog von dem Lande die Erbhuldigung empfing, setzte sich ein Bauer aus dem Geschlechte der Edlinger (sie hießen auch die Herzoge von Glasendorf) auf einen Stuhl von Marmor, welcher unter freiem Himmel, ungefähr eine Meile von Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnthens, im sogenannten Zollfelde gelegen und mit des Landes Wappen geschmückt war. Um diesen Stein herum sind weite Schranken aufgeführt, außer welchen das Landvolk in unübersehbaren Reihen den neuen Landesherrn erwartet. Der aber kleidet sich in einen grauen Rock mit einem rothen Gürtel, daran eine große Rauhtasche, wie sie die Jägermeister tragen, hängt. In diese Tasche legt er seinen Käse, sein Brod und Ackergeräth; sein Jagdhorn hängt an einem rothen Riemen; seine Füße sind in Bundschuhe mit rothen Schleifen gehüllt, das Haupt deckt ein grauer, windischer Hut mit einer Schnur von derselben Farbe. In einem grauen Mantel, einen Hirtenstab in der Hand, nähert er sich dem Herzogstuhle, geführt von zwei Landherren, ihm zur Seite ein schwarzer Stier und ein mageres Bauernpferd, hinter ihm der Adel und die Ritterschaft im höchsten Prunke, um das Panier des Herzogthums versammelt, vor ihm her, zwischen zwei kleinen Panieren, der Graf von Görz, als des Landes Erbpfalzgraf. Sobald der Zug bei dem Marmorsteine angelangt ist und jener Bauer den Fürsten erblickt, ruft er in slawischer Sprache: „Wer ist der, welcher also stolz einherzieht?“ — „Der Fürst des Landes!“ antwortet die Menge. Bauer: „Ist er auch ein gerechter Richter? Liegt ihm die Wohlfahrt des Landes am Herzen? Ist er freier Geburt, würdig dieser Ehre, ein Anhänger, Vertheidiger und Verbreiter des christlichen Glau-

bens?" — „Er ist's und wird es sein," erschallt der Zuruf. Bauer: „So frag' ich denn, mit welchem Rechte wird er mich von diesem Stuhle bringen?" Graf von Görz: „Er kauft ihn von Dir um 60 Pfennige, diese Zugthiere sollen Dein sein, so auch die Kleider des Fürsten, Dein Haus ist frei und Du zahlst Niemanden Zins noch Zehend." Da gibt der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnt ihn zur Gerechtigkeit, steigt vom Stuhle herab und nimmt sein Geschenk. Alsbald setzt sich der neue Herzog darauf, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten und verspricht dem Volke in allen Dingen Recht und Gerechtigkeit. Zum Zeichen seiner Genügsamkeit thut er einen Trunk frischen Wassers aus seinem Hute. Sodann geht der Zug nach der nahegelegenen Kirche (St. Peter), wo ein Hochamt und Te Deum abgesungen wird, dem der Herzog im fürstlichen Schmucke beiwohnt. Nach dem Mahle setzt sich der Herzog auf einen andern, durch eine Mittelwand getheilten Stuhl unter freiem Himmel, und zwar mit dem Gesichte gegen Osten, schwört da den feierlichen Regenteneid, empfängt die Erbhuldigung und ertheilt die Lehen. Auf der andern Seite sitzt mit dem Gesichte nach Westen der Graf von Görz und ertheilt die Lehen, die von ihm als Erbpfalzgraf herrühren. So lange der Herzog belehnt, haben die Gradenecker das Recht, alles Heu, so sie indessen abmähen mögen, für sich zu behalten, die Rauber das Recht, überall zu plündern, die Portendorfer, nach ihnen die Mordaxe, das Recht, überall zu sengen und zu brennen, wo sie nur wollen, oder eine Ablösungssumme dafür zu nehmen. Diese Sitte ist sehr alt, kam nachgerade ab, bis sich Ottokar II. und nach ihm Meinhard von Tyrol, wie auch einige Herzoge von Oesterreich wieder dem Gebrauche unterzogen. Seit Kaiser Friedrich IV., Ernst des Eisernen Sohne, kam diese Ceremonie ganz ab.



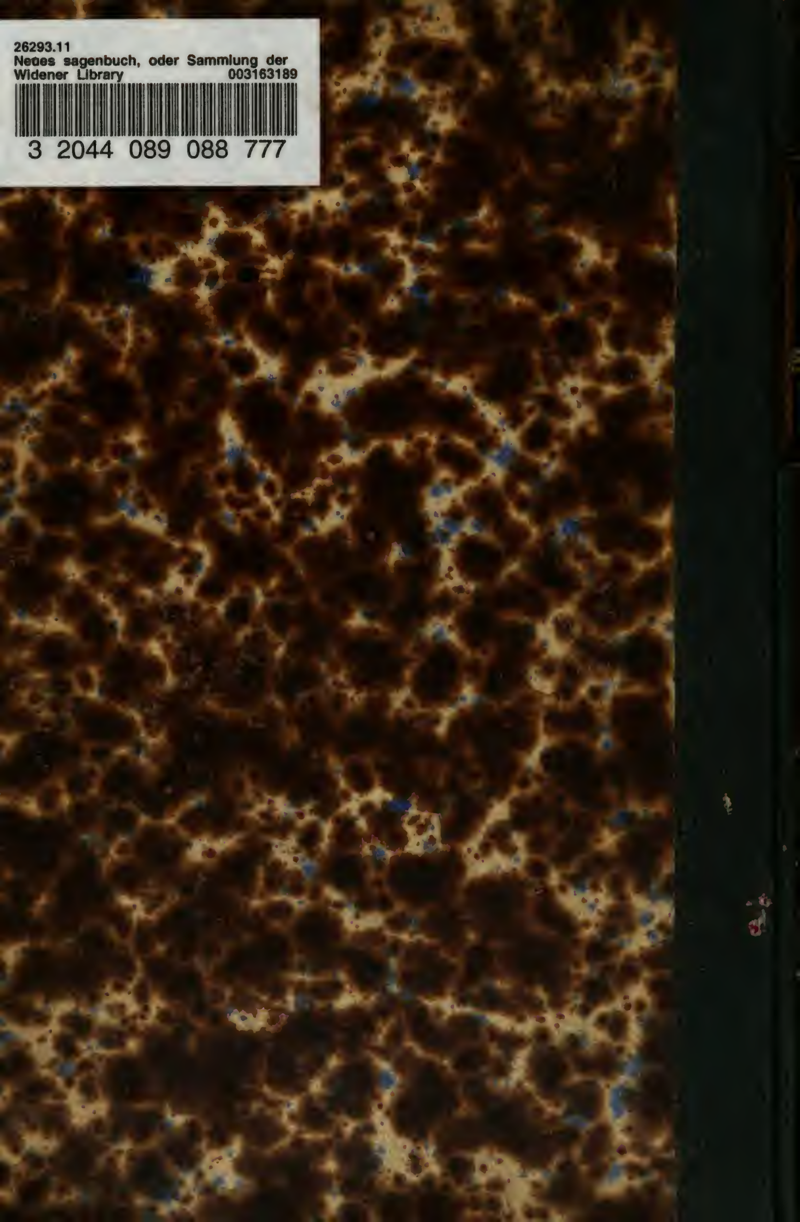











26293.11
Neues sagenbuch, oder Sammlung der
Widener Library 003163189
3 2044 089 088 777